

Die  
Vormwelt und die Mitwelt,  
wie auch  
Nachträge  
zur alten und neuen Welt,

von  
J. G. J. Ballenstedt,  
evangel. Prediger der vereinigten Braunschw. und Preussischen Gemeinden  
zu Pabstorf, Ehren- und corresp. Mitglieder der mineralogischen und  
naturforschenden Gesellschaften zu Jena, Leipzig und Halle,  
Monographen der Protogaea u. s. w.

---

Nemo vir magnus sine afflatu divino existit.

*Cicero.*

---

Zweiter Theil.

---

Braunschweig, 1824,

b e i G. G. E. M e y e r.

Meinen hochverehrten Freunden

dem

Herrn Justizrath Stubenrauch,

zu Halberstadt,

dem

Herrn Pastor Chr. Niemeyer,

zu kl. Dedeleben,

und dem

Herrn S. C. Bullmann,

Inspektor der Realschule und Secretair der naturforschenden  
Gesellschaft zu Halle,

widmet diese Schrift,

als wahren Freunden und Verehrern der Natur,

zum fortbauenden freundschaftlichen Andenken

der Verfasser.

## V o r w o r t.

---

Ich war anfangs gewillet, diese Schrift über die Vorwelt nur in Einen Band zu bringen, um den Ankauf derselben zu erleichtern. Da sich aber die Materie so anhäufte, daß Vorrath zu zwey Bänden da war, so sahe sich der Herr Verleger genöthigt, aus dem Ganzen zwey Theile zu machen. Ich habe also um seinen Wunsch zu erfüllen und mehr Ordnung in das Ganze zu bringen, alles, was die eigentliche Vorwelt betrifft, in den ersten Theil gebracht, die andern Abhandlungen aber, welche unser Volk und unsere Zeit betreffen, für diesen zweyten Theil bestimmt; zugleich habe ich auch noch einige Anhänge, die Urwelt betreffend, hinzugefügt, weil diese Schrift eine Fortsetzung der

selben ausmacht. Das Uebrige, was ich noch über diese Materie schreiben werde, wird für das Archiv der Urwelt aufbehalten werden; es sey denn, daß dieses Journal, wie ähnliche von Voigt und Gilbert, sein baldiges Ende erreichen werde, wie es den Anschein hat. —

Und so hätte ich denn nun mit dieser Schrift alles, was ich über die Ur- und Vorwelt geschrieben und gedacht habe, oder noch zu schreiben dachte, vollendet; da ich nicht weiß, ob ich künftig noch werde im Stande seyn, meine Bemühungen in diesem Fache fortzusetzen. Ich danke daher vorläufig dem Publikum und meinen verehrlichen Lesern für das mir geschenkte Zutrauen und für den mir so schmeichelhaften Beyfall, womit sie eine Reihe von Jahren hindurch mein Bemühen, eine unbekannte und bereits vor vielen tausend Jahren untergegangene Welt wieder ans Licht zu ziehen, aufgenommen haben. Ich freue mich, daß mein Fleiß, den ich auf die Naturwissenschaft verwendet habe, nicht umsonst gewesen ist, und der

Welt mehr Nutzen gestiftet hat, als so viele thörichte und unnütze Spekulationen im Gebiete der Philosophie und Theologie. Es muß für mich, als einem warmen Freunde der Natur, zugleich eine sehr erfreuliche Erscheinung seyn, daß durch meine Schriften die Forschung über einen der wichtigsten Gegenstände derselben, über die Geschichte der Erde, jetzt eine so allgemeine Theilnahme gewinnt. Ich sehe daraus, daß ich nicht ohne Segen gearbeitet habe, und daß viele tausend Menschen, die mit mir gleichstimmig denken, dadurch angereget sind, über die Natur und Schöpfung Gottes nachzudenken, und das Studium der Natur weiter zu fördern. Und wenn gleich mancher beschränkte Kopf und steifdenkende Theologe meine Sätze zu bekritteln und zu widerlegen, oder gar zu verschreyen bemüht gewesen ist; so haben dagegen tausend andere liberaldenkende und hellsehende Köpfe der Wahrheit die Ehre gegeben und selbst das, was ich über Religion und Mythologie gesagt habe, mit Dank angenommen. Ich bin

überzeugt, und weiß es durch Nachrichten und Briefe aus allen Gegenden von Deutschland und der benachbarten Länder, daß der Saamen, den ich ausgestreuet habe, hier und da auf einen fruchtbaren Boden gefallen ist, und selbst in partibus infidelium, in Holland, Dänemark u. s. w. trotz alles Widerspruchs und aller Verunglimpfung nicht verloren gehen wird. Und so wolle Gott denn auch diese neue Schrift mit seinem Segen begleiten!

### Der Verfasser.

## Verzeichniß des Inhalts.

	Seite
Vorwort.	
I. Die Irmensäule, als National-Gotttheit der alten Sachsen. . . . .	1
II. Das Daseyn des Einhorn's von Neuem bestätigt. . .	29
III. Fernere Notizen über die Wassermenschen. . . . .	53
IV. Nachtrag zu den Notizen über die Syrenen. . . . .	76
V. Sollten sich nicht auch im Luftmeere, wie im Weltmeere, organische Körper erzeugen können? . . .	95
VI. Ueber die Natur des Menschen in früherer Zeit; oder lebten die ersten Menschen bloß von Vegetabilien? . . . . .	13
VII. Entdeckung von Insekten-Nestern aus der Urwelt im Bernstein. . . . .	144

## I n h a l t.

## A n h ä n g e.

	Seite
I. Bemerkungen über Herders Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit. . . . .	158
II. Ueber die Aehnlichkeit der parsischen Religionslehren und Gebräuche mit den christlichen. . . . .	195
III. Widersprüche in den Schriften großer Geologen. . . . .	216

## I.

## Die Irmenensäule, als National-Gotttheit der alten Sachsen.

In den Annales des voyages, de la Géographie et de l'Histoire, publiées par M. Malte-Brun, Cahier XVII. liest man einen Aufsatz unter dem Titel: Voyage en Westphalie par Mr. Depping, wovon Pahl in seiner Herda eine deutsche Uebersetzung unter dem Titel: Bemerkungen eines Reisenden über Westphalen, geliefert hat. Depping äußert darin einige Behauptungen über den Ursprung und die Bedeutung der Namen Irmenesul und Cresburg in Westphalen, die aber ganz unhaltbar sind. Ich will, um dies zu beweisen, seine Meinung und Erklärung hier noch etwas genauer und umständlicher prüfen, und bey der Gelegenheit zugleich zeigen, was für sonderbare Hypothesen man noch immer, besonders im Auslande, von deutscher Mythologie aufstellt! — Seine Worte lauten so:

„Einige Meilen vom Sintfelde, sagt er, liegt die Stadt Stadtberg auf einer Anhöhe, über der Diemel. Sie hieß ehemals Mons Martis, oder Eresburg, und war zur Zeit der heidnischen Sachsen berühmt wegen eines prächtigen Tempels, des schönsten und reichsten im ganzen Lande, wo der Nation das große Idol, die Irmen Säule, zur Verehrung aufgestellt war, welche auch Hermensäul, Armensul, Erminsul, genannt wird. — Diese verschiedenen Benennungen haben unter den Gelehrten auch verschiedene Meynungen von der Gottheit, welche die Säule vorstellen soll, veranlaßt. Einige sahen in ihr den Mercur, andere den Mars. — Nach einigen heißt das Wort Irmen Säul so viel, als allgemeine Säule oder öffentliche Zuflucht; — nach andern war sie zur Ehre des tapfern Hermann errichtet. — Es ist schwer, über einen so unbestimmten Gegenstand zu entscheiden, von dem man nur unsichere Angaben hat. Doch dünkt es mich am wahrscheinlichsten, daß die Irmen Säule eine Statue des Kriegesgottes war; — und diese Meynung wird durch den Namen des Berges, durch die Gewohnheit vieler deutschen Völker, den Kriegesgott als den ersten aller Götter zu verehren, und durch die Attribute dieses Bildes mehr, als jede andere, unterstützt.“ —

„Nach Cranz, der eine historische Beschreibung von Sachsen herausgegeben hat, stellte die Irmen Säule einen vom Kopfe bis zum Fuße geharnischten Mann vor, in einem mit Blumen besäeten Felde stehend, der in der einen Hand eine Rose und in der andern eine Waage

hält, auf der Brust einen Bären und auf dem Schilde einen Löwen trägt. Ich gestehe, daß mir diese Rose nicht zu den Attributen des Kriegesgottes zu gehören scheint; obgleich Cranz in ihr ein sehr ausdrucksvolles Emblem von dem Schicksale des Krieges findet. Aber in Gegenständen dieser Art gibt es immer mehr Zweifel, als Gewißheit, und was man darüber sagen kann, beruht nur auf Vermuthungen. Es ist unangenehm, daß sich Carl der Große durch seinen heftigen Eifer verleiten ließ, in dem Laufe seiner Eroberungen alle religiöse Denkmäler der Sachsen gänzlich zu zerstören. Doch bemächtigte er sich immer erst der Schätze und der Zierden, die er dabey vorfand. — Wenigstens geschah dies in dem Tempel, worin die Irmen Säule stand; er wurde ausgeleert und vom Grunde aus zerstört.“\*)

Nach Depping und anderer Gelehrten Meynung war also die Irmen Säule ein Bildniß des Mars oder des Kriegesgottes der Römer; der Name Eresburg soll gleichfalls vom Mars herkommen, und so viel als Mons Martis heißen; und die Attribute, welche man dem Bilde, das in dem dortigen Tempel verehrt wurde, beylegt, werden alle auf den Gott des Krieges der Griechen und Römer gedeutet. —

Um dieses zu widerlegen, bemerke ich hier gleich zuerst, daß man auf Cranz Beschreibung der Irmen Säule nichts Gewisses bauen kann, und daß alle Abbildungen derselben im Schedius und in andern Autoren,

\*) Herda, von J. G. Pahl, Bd. I. Freyburg 1811. S. 183.

welche über deutsche Götterlehre und Alterthümer geschrieben haben, sich nicht auf Wahrheit gründen. \*) Denn die Säulen und Standbilder, die sie beschreiben, und für Irmenensäulen ausgeben, gehören spätern Zeiten an, da die ursprünglich sächsische Säule zu Eresburg von Carl dem Großen längst zerstört war. Sie sind also jüngern Ursprungs und viel zu gekünstelt und zu sehr zusammenge-  
 setzt, als daß sie jenen alten Zeiten angehören könnten. Man kann also auch auf nichts Gewisses aus ihnen schließen oder aus den Attributen des jüngern Irmen beweisen, daß er den Mars vorgestellt habe. Denn wer von den Nachkommen hat die wirkliche Säule, da sie vom Kaiser Carl, der Sage nach, verschüttet, vergraben oder ins Wasser geworfen seyn soll? Zwar sagt man, das Bild sey in der Folge wieder ausgegraben und in den Dom von Hildesheim gebracht worden, wo es jetzt noch den Gläubigen gezeigt wird. — Aber auch diese Nachricht beruhet auf einer Legende. Die Sache widerlegt sich von selbst dadurch, daß diese hildesheimische Säule ein sehr schönes, zierliches und geschmackvolles Kunstwerk von Metall und mit einer lateinischen Inschrift versehen ist. — Wie konnten die alten Deutschen schon so schöne und geschmackvolle Kunstwerke liefern, da sich ihr Stamm von allen den andern, welche sich von Asien aus über Europa verbreiteten, am spätesten bildete, und viel später noch

\*) Eliae Schedii de Diis germanis, s. veteri Germanorum, Gallorum, Britannorum, Vandalorum religione, syngrammata quatuor. Amstelodami. 1648.

als seine Brüder, die Griechen und Römer? Die ursprüngliche Irmenensäule war allem Vermuthen nach entweder nichts weiter, als ein alter hoher Baumstamm mit einem roher Stein oben darauf, oder doch gewiß ein sehr unförmliches Standbild, unter welchem sich die alten Sachsen ihren Gott Irmen dachten. Man denke nur an das Bild des Abgottes Müstich zu Nordhausen, den in unserer Zeit ein nachhafter Gelehrter sogar für eine Brantwein-Blase erklärt hat, — um sich hiervon zu überzeugen. Die Irmenensäule im Dome zu Hildesheim muß also viel jüngern Ursprungs seyn, weil sie nicht den Stempel des hohen Alterthums an sich trägt. Sie hat vielleicht ihren Namen von der Kaiserin Irmengard, der Gemahlin Ludwigs des Frommen, erhalten, welche sie der Domkirche schenkte, und woraus man in jenen Zeiten des Aberglaubens und der Unwissenheit oder auch des frommen Betruges ein Bild des heidnischen Irmen machte, weil dieses gleichfalls eine Säule war oder doch so genannt wurde. Es ging mit diesem Kunstwerke, das wahrscheinlich zu einem Leuchter diente, eben so, wie mit dem Altare des Grobo, (de Grote), der sogar eine Reise nach Paris machte, aber nun von dort wieder ausgeliefert und der Stadt Goslar als ihr rechtmäßiges Eigenthum, wieder geschenkt worden ist. — Beide sind Kunstwerke aus dem sinnigen Mittelalter, und der Altar des Grobo scheint eine Toilette oder ein Puz- und Arbeitstisch einer deutschen Fürstin gewesen zu seyn, wie die Form und geschmackvolle Arbeit desselben verräth. — Wäre die ursprüngliche Irmenensäule von Metall gewesen,



Carl würde sie gewiß nicht verschüttet, sondern eingeschmolzen haben, so, wie die die übrigen Schätze des Tempels zu seinem Nutzen verwandte.

Wenn aber auch dieses Bild wirklich den Gott des Krieges vorstellte, welches doch noch ungewiß ist, so konnte es wenigstens nicht von dem Mars der Römer oder dem Ares der Griechen seinen Namen und seine Attribute haben; weil unsre Vorfahren mit der Götterlehre jener beyden Völker nicht bekannt waren, vielmehr ihre eigenthümlichen Gottheiten, wie ihre eigene Sprache, hatten. Zwar stammen die Deutschen allesammt, wie die Griechen und Römer, aus Asien her, und brachten also wahrscheinlich ihre ursprüngliche Religion und Mythologie mit daher. Sie verehrten, wie die Aegyptier, Persen, Inder und Aegyptier, Sonne, Mond und Sterne, wie noch die Namen unsrer Wochentage beweisen. Der Thor oder Gott des Donners, der Irmen, die Hertha, die Freya und andere Gottheiten der Deutschen, haben allerdings auch Aehnlichkeit mit dem Jupiter, Mars, Hercules, der Diana und Isis jener andern Völker. Aber die Namen der deutschen Götter und Göttinnen waren doch wenigstens ganz Deutsch. — Daher konnten auch ihre Götter nicht Jupiter, Mars, Hercules, Mercur oder Hermes u. s. w. heißen; wenn gleich alle diese höhern Wesen der Sache oder Bedeutung nach von ihnen verehrt wurden. — Die Erzburg konnte also gleichfalls nicht Mons Martis heißen, oder der deutsche Name daraus entstehen. Dies ist eine etymologische Erklärung, welche, wie so viele ihres Gleichen, auf schwachen Füßen

steht, und sich auf die irrige Voraussetzung gründet, daß die deutsche und römische Götterlehre eine und dieselbe sey. Die Deutschen waren zwar von Einem Ursamme mit den Griechen und Römern, wie ihre Sprache beweiset; aber sie bildeten sich, wie jene, auf ihre eigene Weise aus, nachdem sie frühzeitig ihr Stammland verlassen hatten. Sie wurden von jenen getrennt, und kamen erst mit ihnen wieder in Verbindung bey den Völkerwanderungen, als ihr Religions-System sich längst gebildet hatte. Die Irmenful konnte also unmöglich den römischen Gott Mars, auch nicht den Hermes oder Mercur, noch weniger den deutschen Helden Hermann vorstellen. Denn, wenn dieser gleich ein Deutscher ist, so war doch das Bild des Irmen eher, als Hermann, und wurde höchst wahrscheinlich von dem Befreyer Deutschlands selbst schon göttlich verehrt. — Auch hat Grimm längst bewiesen, daß die Namen Hermann und Irmen oder Ermin nicht von einerley Ursprung und Bedeutung sind. — Am wenigsten aber kann die Benennung Irmenful so viel, als eine allgemeine Zuflucht der Armen und Bedrängten heißen, oder den indischen Weltbaum vorstellen, wozu sie unsre neuern Mystiker und Symboliker so gern machen wollen, wie das Folgende weiter lehren wird.

Es fragt sich nun, was denn die Namen Irmen, Hermen, Ermin, Armenful und Erzburg eigentlich für eine Bedeutung haben, wenn sie nicht aus der römischen Mythologie abzuleiten sind? Will man der Sache auf den Grund kommen, so muß man nur immer von dem Grundsatz ausgehen, daß die Deutschen keine

Griechen oder Römer waren, und daß sie ihre eigene Sprache, Mythologie und Religion hatten, wenn es gleich nicht zu leugnen ist, daß sie mit jenen von Einem Urstamme in Asien, es sey nun am Caucasus, oder am Himalaya, oder Hindu-Kusch herstammten. Aber die Abkömmlinge wurden wahrscheinlich frühzeitig, wie oben schon gesagt ist, vom Urstamme getrennt und in die Welt verschlagen, oder nach dem Norden von Europa versetzt, als sie noch ziemlich ungebildet waren. Dahingegen der schwarze Menschenstamm in Hindostan, der sich bis nach Afrika, als Aethiopien, Habessinien und Aegypten, verbreitete, an Ort und Stelle die Bildung fortsetzte, und sie mit der Zeit auf den höchsten Gipfel brachte; während die weißen Völkerstämme, die Griechen, Römer, Deutschen, Gallier, Britten u. s. w. zum Theil verwilderten oder sich doch erst weit später ausbildeten. Jedes von diesen einzelnen Völkern bildete sich nun unabhängig von andern in dem Lande, wohin es versetzt wurde. Und dieser Umstand verschaffte ihm seine Eigenthümlichkeiten, und das, wodurch es sich vor andern auszeichnete. Daher wurde jeder Stamm mit der Zeit zu einem eigenen Volke, das sich von andern durch seine Sprache, Sitten und Gebräuche, Religion und Mythologie unterschied, so, daß man es nicht mehr für Eins mit dem Urstamme und den übrigen Abkömmlingen halten konnte. So ging es auch mit den Deutschen. Zeit und Umstände, die große Entfernung von Asien, ihrem Ursitze, das rauhe Klima im Norden, und Mangel an Verbindung mit andern gebildeteren Nationen, hatten sie ganz umgebildet, ver-

schlechtert, oder doch wenigstens zurückgefallen von höherer Cultur, so, daß sie auf der niedern Stufe der Bildung stehen geblieben waren, worauf sie gleich anfangs standen. —

Aus diesen Umständen folget nun, angewandt auf gegenwärtigen Fall, daß die Benennungen Irmenful und Eresburg vor allen Dingen deutsch zu erklären sind; und aus unserer Muttersprache hergeleitet werden müssen. Ich will hier meine Ansichten und Vermuthungen in der Sache kurz vortragen und zum Besten geben. Sollten sie bey gründlichern Kennern der vaterländischen Geschichte, Sprache und Alterthümer keinen Beyfall finden, so mögen sie, wie so viele andere etymologische Erklärungen, die nicht besser als die meinigen sind, der Vergessenheit übergeben werden.

Der Name Irmen, Ermin, Arman, German, ist wahrscheinlichen Vermuthungen nach, die ursprüngliche Benennung des Stammvaters der Germanen eines besondern deutschen Stammes und ihres National-Gottes, von dem sie den Namen Germanen erhielten. Unter diesem Namen wurde unser deutscher Stamm schon in Asien, als seiner Wiege, bezeichnet, unter demselben durchzog er Deutschland, und ließ sich als solcher darin nieder. Ein Zweig davon waren die Sachsen. Der Name German wurde aber in der Folge sehr entstellt und verdorben, bald so, bald anders ausgesprochen, und nach den verschiedenen Mund-Arten der Völker in Hermionen, Hermunduren, Armanen und Germanen verwandelt. Es findet sich die

Benennung German wirklich noch in Persien, und ist in jenen Gegenden, woher die Deutschen kamen, noch im Gebrauch. — Der Name Ermin, sagt Othmar Frank, ein trefflicher Kenner der persischen Sprache, kehrt im Oriente vielfach wieder und kommt daselbst oft vor. Und der berühmte Orientalist, Herr von Hammer in Wien, berichtet uns aus dem persischen Schriftsteller Mirchond, daß Chowaresm in ältern Zeiten Dschermania hieß; — woraus er schließt, daß dies das Vaterland der Germanen sey. Auch der persische Dichter Ferdussi, soll in seiner großen Epöee, Schanameh, der Ermanen in Chowaresm erwähnen. — Der Name Germanen ist also nicht erst bey dem Uebergange der Deutschen nach Gallien entstanden, oder ihnen von den Galliern aus Furcht vor denselben beygelegt worden, wie Tacitus vermuthet, der von ihrer eigentlichen Herkunft nichts wußte und ahnete; sondern es war derselbe längst vorher ihre eigenthümliche Benennung. Er bezeichnete aber nur einen Hauptstamm der Deutschen, die ihre allgemeine Benennung von Teut, Tuisto, Tuiskon, dem Vater des Mann, ihres zweyten Stammvaters, haben sollen, wovon sie Tuiscker, Deutsche hießen. — Sie nannten sich ja, wie Tacitus selbst sagt, zum Theil Hermiones, von einem der drey Söhne des Mann, ihres Stammvaters, eines Sohns des Thuiskon, Namens Hermin, den die Erde gebär. — Ist der Name Hermionen aber nicht höchst wahrscheinlich einerley mit Germanen? — Nur die verschiedene Aussprache der deutschen Stämme und die Unbekanntschaft der Römer mit

unsrer Sprache konnte daraus zwey verschiedene Wörter machen. Die Deutschen nannten sich, sagt Tacitus, nach den drey Söhnen Manns, des Erdensohns, des Mannes der Hertha oder der Erde, — theils Ingewonen, theils Hermionen, theils Istewonen. Muß also nicht einer der Söhne Manns Irmen, Armin, Ermin, lateinisch Hermin geheißen haben? Was ist wahrscheinlicher, als daß Hermins Nachkommen sich von ihm Hermannen, Germanen, Armannen, und nach der römischen Aussprache Hermiones nannten? — Die ersten, die Ingewonen, wohnten an den Küsten des Meers, in Dänemark, Schweden u. s. w. und erhielten ihren Namen wahrscheinlich von dem altdeutschen Worte Ingue, Meer, weil sie Insel und Küstenbewohner waren. Die Hermionen, als die zweyten, wohnten mitten im Lande und machten den eigentlichen germanischen Hauptstamm aus; daher wurden alle andere Stämme in der Folge nach ihnen benannt, bald Hermionen, bald Germanier, bald Armannen. Die Istewonen aber hatten ihren Namen nicht, wie man vermuthet, von der Küste, weil sie Küstenbewohner gewesen wären, sondern umgekehrt von East, Ist, Ost, weil sie landeinwärts nach Osten zu wohnten, welches ihr Vaterland war. — Auf die Art lassen sich die Worte des römischen Geschichtschreibers meiner Einsicht nach am besten erklären, die viel dunkles haben, weil jener kein Deutsch verstand. —

Es wäre nun vorläufig so viel entschieden, daß Irmen nicht Mars oder Ares der Griechen und Römer, sondern der Stammvater der Germanen, der Sohn

Manns, der Hermin oder Armin war, den sie auf der Eresburg göttlich verehrten, und nach dem sie sich Germanen, lateinisch Hermiones nannten. Die Sache beruhet also ganz auf deutscher Mythologie, und muß ganz allein daraus erklärt werden. Es fragt sich aber nun weiter; was hat das Wort Ermin oder Irmen eigentlich für einen Sinn, und woher ist es entsprungen? Die wahre Bedeutung muß wieder aus unsrer Muttersprache hergeleitet werden.

Der Name Mann, des Stammvaters der Germanen, ist ein reindeutsches Wort und jedem unter uns verständlich. Er war der erste Mann, der Sohn Thuisons, \*) der Mann der Herda oder der Erde, von dem alle deutsche Männer herkommen. Sein Sohn aber hieß Irmen, Ermin, Arman, oder wie man das Wort auch sonst noch ausspricht, German. Im ersten Falle kann man dasselbe von dem isländischen oder altgermanischen Stammworte Ir, Ar, Er, Eere, Erde, Erz herleiten, wovon auch die deutsche Göttin, Herda, Hertha, die Mutter Erde ihren Namen führt. Irmen, Ermen, Arman, heißt also so viel, als Erdmann, oder Erdensohn, griechisch *αυροχρονος*, lateinisch *terrigena*, wie sich auch die Griechen und Römer, unsere Stammverwandten, gern nannten. Die Deutschen wollten durch diesen Namen, wie jene, ihre ursprüngliche Herkunft, als

\*) Die Herleitung des Namens Tuiston, Tuiskon, aus Tui, dem Artikel die und Skon, umgekehrt Kson, Sonne, (nach Guts-Muths' und Tieze's Meinung) kommt mir sehr unnatürlich vor. —

Kinder der Erde, ihrer Mutter, als Erdensohne, aborigines, oder Ur-Bewohner andeuten; sie nannten sich Erdmänner, weil ihr Stammvater Mann sie mit der Herda, der Erde, in dem Ermin, erzeugt hatte. —

Spricht man das Wort German aus, so kann man es von Geer oder Wehr, französisch *guerre*, davon die deutschen Ausdrücke Gewehr, Wehrmann u. s. w. herkommen; ableiten. German wäre also nach dieser Erklärung ein bewaffneter Mann, ein Krieger, wie die Bildsäule den Irmen dargestellt haben soll, der vom Kopfe bis zum Fuße geharnischt war. Ein solches Bild paßte, wie nicht zu leugnen ist, vorzüglich für den Stammvater und Gott der Deutschen. — Ich überlasse es dem Leser, welche Erklärung ihm am meisten von beiden zusagt.

Es bleibt nun noch der Name Eresburg zu erklären übrig. Auch dieser ist rein deutsch, und wir brauchen nicht zum Mars oder Ares unsre Zuflucht zu nehmen, um ihn uns zu erklären. Es kann auch durch nichts erwiesen werden, daß diese alte deutsche Burg ehedem, wie Depping sagt, Mons Martis geheißen habe, gesetzt auch, daß einige Gelehrte sie so nennen. Aber das Volk wird sie schwerlich Marsburg genannt haben. Von dem Volke erhalten jedoch die Dörfer ihre Benennung; was wußten aber die Deutschen vom Mars, und wie kann also Eresburg aus Mons Martis entstanden seyn? — Ich leite diesen Namen gleichfalls aus dem altdeutschen Worte Ir, Ar, Er, Eere, (Erde nach jehziger Aussprache) her, und sonach heißt er nichts weiter,

als Erdburg. — Denn die alten Deutschen pflegten ihre Burgen, wie z. B. die Teutoburg im Teutoburger Walde in Westphalen, mit einem Erdwalde zu umgeben, weil sie noch keine Mauern von gehauenen Steinen mit Mörtel verbunden, machen konnten, und sich also mit Erdaufwürfen oder Wällen begnügen mußten. Zuweilen benutzten sie auch dazu colossale Felsenstücke, wie bey der Teutburg und andern Hünenburgen, welche Art von Befestigung man jetzt cyclopische Mauern nennt. —

Vielleicht wurde aber auf dieser Burg die Herda, oder Muttererde selbst, verehrt, deren Sohn Irmen war, den sie mit dem Mann zeugete; und ihr Sohn hatte demnach in ihrem Tempel und Haine zugleich ein Standbild, das an Glanz und an Heiligkeit sein Mutterbild überstrahlte. — Die Erzburg war vielleicht eine Art Pantheon, wie die Valle Pantena bey Verona, das Pantheon in Rom, jetzt Maria della rotonda, die Stenehenge in England u. s. w., wo mehr als eine Gottheit verehrt wurden. Auch bey Osterwieß gibt es einen Herdaberg, und der Name dieser Stadt erinnert zugleich an die Göttin Dstar; und bey der Stapelnburg ist ein Woonsberg, Wodansberg, wie auch ein Thorslah, d. i. Thorsberg, der dem Donnergott geheiligt war. Warum sollte nicht auch die Erz oder Erdburg der Herda geheiligt gewesen seyn, wie die Teutoburg dem Teut? Jedoch kann sie auch eine bloße Erdburg, wie die Harzburg, welche offenbar vom Harzwalde den Namen hat, gewesen seyn, wohin man noch im 16ten Jahrhundert aus fernen Gegenden wallfahrtete, wie der Pre-

diger zu Magdeburg, Georg Torquatus (Kettner) in seinen magdeburgischen Jahrbüchern vom J. 1569 sagt, und auf deren heiligen Höhen Erdo, (der Große) von den Sachsen immerfort verehrt wurde, ungeachtet Carl der Große sein Heiligthum schon im 9ten Jahrhundert, wie man vermuthet, von Schöningen aus, auf seinem Heereszuge gegen Gripho, seinen Stiefbruder, zerstört hatte.

Wir wollen nun noch sehen, was Grimm und von der Hagen, als die gründlichsten Kenner und fleißigsten Forscher deutscher Alterthümer, über diesen Gegenstand gesagt haben, denen ich in der Hauptsache beystimme.

„Irmin, später Iring, (Irming) sagt Grimm, war den germanischen Heiden ein hehrer Gott, König und Herrscher; allmählig wurde er in dem Epos zu einem großen Menschenhelden, weil nach einem nothwendigen Gange der Sage ihre Wiedergeburten uns immer näher zu rücken pflegen. — Diesen Gott Irmus, oder Ermus, dem Adam von Bremen, der Chronist, bloß eine lateinische Endung gab, erkennet er so ausdrücklich an, daß es nicht einmal anderer Beweise aus der Sprache bedürfte. Auch nach Wittekind von Corvey, beteten die Sachsen zu Irmin, dem Gotte. — Aus dem heutigen Niedersächsischen führt Strodtmann folgende Redensarten des Volks an: „He meent, use Herregott heet Herm,“ — und ferner: „use Herregott heet nich Herm; he heet leeve Herre, un weet wol totegrypen;“ — die in dem Worte liegende Nebenbedeutung von Milde, Güte und Barmherzigkeit andeutend.“

„Die Irmensäule bedeutet (wie Irmingstraße.

b. i. großer, allgemeiner breiter Weg oder Heerstraße) zweyerley, einmal die göttliche, sodann die menschliche, allgemeine, die hohe, hehre Säule. — Hiermit stimmen die alten Zeugnisse vollkommen überein. Das älteste des jüdischen Mönchs, Rudolph, aus der Mitte des 9ten Säculo lautet so: *truncum quoque ligni non parvae magnitudinis, in altum erectum, sub divo colebant, patria cum lingua Irmensul appellantes, quod latine dicitur universalis columna, quasi sustinens omnia; —* und wird nun nicht mehr unverständlich seyn. Sie war das verehrte Bild, gleichsam der Himmel und Erde mit seinen Nesten tragende Weltbaum. — Daran schließen sich die classischen Glossen: *Irmensul, colossus, altissima columna*; die göttliche, himmelhohe Säule; und die mondseeischen Glossen: *Irmensuli, pyramides.* — Nach und nach mochte das Wort immer mehr und mehr erkalten und bedeutungsloser werden; wie denn in einer Stelle des Titarel, wosern daselbst die Lesart richtig ist, *Irmensul* sich ganz allgemein für Säule findet. — Aber auch das Bild des Gottes selbst vermuchs in eine Holzsäule, — durch deren Unförmlichkeit das künstreiche Volk lange nicht in seiner Verehrung gehindert werden konnte. Auch die Pyramiden sind anfänglich Gottesbilder gewesen, hernach in bloße Steinmassen übergegangen.“

In der Folge leitet der Verfasser auch die *Hermen* und die altdeutschen Weichbilder der Städte, die *Reichs säulen* am Gerichtsplatz, aus dieser Quelle her. *Irmin* und *Ermen* sind ihm zufolge synonym, und die Statuen desselben wieder mit den Pyramiden verwandt.

Denn man weiß, sagt er, daß die *Hermen* pyramidalisch zuliefen. —

Ich mache hierbey folgende nöthige Bemerkungen. Wenn Grimm sagt, *Irmen* wäre zuerst ein hehrer Gott, ein König und Herrscher bey den Germanen gewesen, allmählig aber in dem Epos zu einem großen Menschenhelden geworden, weil nach einem nothwendigen Gange der Sage ihre Ausgeburten uns immer näher zu rücken pflegten, so sollte man meynen, daß dies wol der umgekehrte Fall seyn müßte. Denn jemehr die Entfernung der Zeit zunimmt, jemehr vergrößert sich alles; Menschen werden zu Heroën und Göttern, Thaten und Begebenheiten zu Wundern. — Auch *Irmen*, der Stammvater oder erste Beherrscher der Germanen stieg auf diese Art in den Himmel und wurde vergöttet. Denn man war in den ältesten Zeiten gewohnt, alles, was sich auf der Erde befand, in den Himmel zu versetzen; daher findet man alles Irdische und Menschliche in dem Himmel der Alten wieder; auch selbst noch in dem jüdischen. — Der Verfasser scheint von der unhaltbaren Meynung auszugehen, daß es eine Ur-Religion gegeben habe, welche ein Ideal von Vollkommenheit gewesen sey; daß aber die Menschen in der Folge von ihrer Höhe herab und in den Fetischismus, Thier- und Götterdienst gesunken seyen. Aber ganz umgekehrt stiegen die Menschen in ihrer Erkenntniß von Gott immer höher hinauf, und so wurden aus Menschen, die man unter die Sterne versetzt hatte, zuletzt Götter, und aus diesen entstand endlich die höhere Idee von einem einzigen höchsten und

vollkommensten Wesen, dem Schöpfer Himmels und der Erde, dem Alwäter, (Uwadur.) —

Wenn ferner Grimm dem juldaischen Mönche Rudolph nachspricht, die Irmensäule sey die Allerweltsäule gleichsam gewesen, oder der Himmel und Erde mit seinen Aesten tragende Weltbaum; so ist diese Erklärung zu weit hergeholt, und gründet sich auf die unhaltbare Voraussetzung und Meynung, daß die indische Religion die Ur-Religion sey, und daß man in derselben alle Religionen der Welt, wenn gleich entstellt, wiederfände. Diese Behauptung ist aber längst von Boß und andern verworfen worden. — Zwar ist nicht zu leugnen oder zu verkennen, daß man die Grund-Ideen der Religion bey allen Völkern und in allen Mythologien derselben wiederfindet, weil der menschliche Verstand natürlich darauf fallen mußte; aber daraus folgt nun nicht, daß alle Nationen der Welt aus einer und derselben Quelle, dem Bramismus und der Budha-Lehre geschöpft haben müssen. Tragen denn nicht alle Menschen das Bild Gottes, die Vernunft, an sich? Konnten sie daher nicht alle auf die Idee eines höchsten wahren Gottes kommen? Die Deutschen waren ja keine Hindus, sondern von einem weißen Menschenstamme. — Sie trennten sich auch frühe von ihren Brüdern am Caucasus oder in Persien, und wußten nichts von dem indischen Weltbaume, der Himmel und Erde mit seinen Aesten trägt. — Zwar kommt auch in der nordischen Mythologie, in der Asenlehre, ein solcher Weltbaum, eine Esche, Yggdrasil genannt, vor, der den Himmel trägt, und dies scheint auf eine Ver-

wandtschaft beyder Religionen hinzuführen. Allein, wenn man dieses auch zugibt, so war ja die nordische von der sächsischen Mythologie ganz verschieden; die Sachsen und Germanen hatten ganz andere Götter, als die Scandianavier, und die Irmensäule kann also nicht einerley mit der indischen oder nordischen Weltsäule seyn. Irmen war der Nationalgott der Sachsen und zugleich ihr Stammvater und Schutzgott, und seine Säule oder Statue nicht ein Baum mit Zweigen und Aesten, sondern nur ein alter Baumstamm, — (truncus).

Die Erklärung des Begriffes von Irmensäule bey Grimm, daß er nemlich zweyerley, erstlich eine göttliche, und dann eine menschliche, oder allgemeine, d. i. gewöhnliche Säule, bedeute, bedarf auch noch einer Einschränkung und genauern Bestimmung. Die Bedeutung von Allgemein, d. h. einer jeden großen Säule, hatte sie nicht gleich anfangs; sondern erhielt sie erst mit der Zeit und bey der Nachwelt. Denn weil diese Säule von den Deutschen für die erhabenste und heiligste unter allen gehalten wurde, so trug man diesen Begriff auch auf andere Säulen über. — Selbst der Name des Irmen erhielt in der Folge die allgemeine Bedeutung von groß und erhaben, und man setzte dieses Wort allem dem vor, was man als groß, hehr und erhaben bezeichnen wollte. Daher die Ausdrücke Irmingstraße, für große, allgemeine Heerstraße, Irmenseul, für große, erhabene oder heilige Säule, Irmingott für aller Menschen Gott, Alwäter. Anfangs aber bezeichnete dieser Name bloß den deutschen Gott Irmen und seine Säule oder Statue zu

Gresburg. Ganz recht sagt daher der Verfasser in der Folge:

„Die Wortzusammenfügungen in der altsächsischen evangelischen Harmonie und im isfränkischen Hildebrands-Liede, irmingod und irmindiot, sind unbezweifelt eine bloß verstärkende Bedeutung, der Wörter god und diot; so daß man sie etwa durch Menschengeschlecht, Menschengott, oder Gott von Himmel, übersetzen könnte. So galten z. B. gottkundig, leutkundig, weltkundig für den Superlativ von kund, wie wir die Wörter Erz, Mensch u. s. w. manchen Wörtern vorsetzen, und die frühere Sprache war hierin viel reicher. Sie konnte sich derähnlichen Steigerungen diet, megin, regin, tyr, bedienen. Jenes Irmindiot hieß folglich so viel, als das isländische Godthiot, Werthiod, d. i. das gesammte allerwelts Volk oder Reich. Irmingod aber ist aller Menschen Gott, der Allvater und Weltchöpfer, (ohne nähere Beziehung auf den Irmen oder Landesgott der Sachsen.) \*)

Was der Verfasser von der Aehnlichkeit der Pyramiden Hermen und Rolandssäulen mit der Irmensäule sagt, ist wieder zu weit hergeholt. Auf solche Art kann man allenthalben Aehnlichkeiten finden und alles aus einem Dinge machen, was man will. Denn wo finden sich nicht Aehnlichkeiten? Der Verfasser verfällt in den Fehler unsrer Symboliker, die zwischen allen Religionen

\*) Irminstraße und Irmensul. Eine mythologische Abhandlung von Jacob Grimm. Wien 1815. 8.

der Welt eine Aehnlichkeit finden, welche aber zu weit getrieben wird, und jene alle aus Einer Urquelle herleiten. Dazu bietet man nun alles, Etymologie, Mythologie, Alterthumskunde und Geschichte, Länder- und Völkerkunde auf, und plündert jene Wissenschaften aus, um seinen Lieblingsatz zu beweisen. — Die Pyramiden scheinen Sonnentempel gewesen zu seyn, auf deren Gipfel man Feuer, als das Symbol der Sonne und des Lichtgottes, anzündete, und deren Inneres zugleich zum Begräbnißorte der Könige, als Feueranbeter, diente. — Der Gott der Griechen und Römer, Hermes und Mercur, hat aber mit der deutschen Mythologie nichts zu schaffen; und die Rolandssäulen waren das Symbol der Oberherrschaft und der machthabenden Gewalt und Gerechtigkeitspflege. Was haben diese also mit der göttlichen Verehrung des Irmen auf der Gresburg zu thun? —

Von der Hagen erklärt sich im Allgemeinen eben so über den Irmen und seine Säule.

„Irmin, sagt er in seiner unten angezeigten kleinen Schrift, hieß der Hauptgott der alten Sachsen, dessen Säule, die berühmte Irmensul zu Gresburg, jetzt Stadtberg an der Diemel, Carl der Große gleich zu Anfange der Sachsenkriege anno 772 zerstörte. Man hat gestritten: ob dies eine wirkliche Bildsäule gewesen sey, und die alten Nachrichten und Glossen schwanken darüber. Mehrere der ältesten Berichte reden nur von einem heiligen Orte oder Hayne, Irmensul genannt; und sie bestätigt der vorbenannte fuldaische Mönch Rudolph, welcher eben die obige Bemerkung des Tacitus



von der Bildlosigkeit der Germanen in seine Schilderung der Sachsen überträgt. Folgerechter, als Tacitus, nennt er die Irmenful ausdrücklich nur einen gewaltigen Baumstamm, unter freyem Himmel errichtet, deren Name so viel, als allgemeine, gleichsam alles stützende Säule bedente. Aber jene sind ferne fränkische Berichte; auch Rudolph schrieb zu Fulda aus Eginhard. — Dagegen erzählt die alte einheimische Chronik von Corvey, daß es ein Bild Irmins gewesen; und die meisten übrigen Berichte stimmen damit überein, oder reden doch von dem Tempel, den Carl zerstörte, und von den Schätzen, die er wegführte, womit er drey Tage zu thun hatte. — Hiernach ist wahrscheinlich, daß die Irmen-säule wirklich eine hohe, allgemeine Säule des sächsischen Landesgottes gewesen sey, deren Zerstörung eben deswegen so wichtig war; daß aber zugleich auch ein Tempel oder Heiligthum dabey gewesen, in welchem ein Bild, vielleicht auf einer Säule stehend, also eine eigentliche Bildsäule des Gottes Irmin stand, und wo die vielen Weihgeschenke aufbewahrt wurden, welches alles zusammen Irminful hieß. —

Nach Hagen war also die Irmensäule kein bloßer hoher Baumstamm, sondern es stand ein Bild des Gottes darauf. Wenn diesem so ist, so kann auch das Bild, wie Grimm meynt, nicht nach und nach in einen alten Baumstamm verwachsen seyn, den gleichwol die Sachsen göttlich verehrten; sondern umgekehrt wurde aus einem unförmlichen Kloß zuletzt, und bey den spätern Nachkommen ein zierliches, sehr zusammengesetztes Standbild, mit

allerley Emblemen geziert, wie es Granz und Schadius beschreiben und abbilden. Man muß Zeiten und Umstände wohl zu unterscheiden wissen. — Da ferner die Chronik von Corvey, und sie konnte als Landes-Chronik die Sache am besten wissen, ausdrücklich sagt, daß die Irmenful ein Bild gewesen, so fällt des ausländischen Mönchs Rudolph Erklärung von einer allgemeinen Weltsäule und noch mehr Grimms Behauptung, daß diese Säule den indischen Weltbaum vorgestellt habe, von selbst weg. — Und wenn endlich Carl einen Tempel auf der Eresburg zerstörte, so konnte auch die Irmensäule nicht unter freyem Himmel stehen und bloß ein alter Baumstamm seyn. Wahrscheinlich waren die Trophäen und Geschenke, die man dort aufbewahrte, so wie die andern Heiligthümer im Tempel, an einer Säule aufgehangen, welche unter einem, wenn auch noch so schlechten Obdache stand. — \*)

„Die Säule, fährt von der Hagen fort, aus welcher das Bild hervorging, das sie denn wieder trug, ist ein uraltes und noch gewöhnliches Symbol und Denkmal von Göttern und Helden, und allgemein der Stärke. Die Säulen des Herkules, welche nach römischer Sage, am Ocean (Nord- und Ostsee) bey den Friesen standen, die Drusus Germanicus vergebens zu erreichen strebte, und Tacitus schon so erklärt, daß Herkules entweder dort gewesen, oder alles, irgendwo Herrliche ihm

\*) Gesezt auch, daß die Säule in einem Haine unter freyem Himmel stand, so wurde sie doch bey Gefahren und im Kriege in den Tempel auf der Burg gebracht. —

begelegt werde, sollten diese nicht solche Irminsul seyn? — Und der Hain des Herkules, in welchem, wie Cäsar nach Ueberschreitung der Weser durch einen Ueberläufer vernahm, mehrere deutsche Völker sich versammelt hatten, worauf Cäsar wieder umkehrte, könnte dieser Hain nicht mit jenen Säulen in Verbindung stehen?\*) — Die Beziehung auf den Herkules, den Tacitus als einen Gott der Germanen nennt, den sie in die Schlacht ziehend, besingen, und der vielleicht selbst dem Namen nach, mit Erich, Ermin verwandt ist, — ist ganz offenbar. Und daß die Irminsäule auf der Erbsburg eine solche allgemeine Vereinigungs- und Bundes säule, wenigstens der Sachsen war, erhellt hieraus auch wol schon. Und nach ihr, oder nach dem Bilde des Gottes selbst, gab es, wie des Braunschweigers, Conrad Bothe's, Sassen-Chronik (um das Jahr 1400) besagt, und glaublich ist, auch anderswo in Sachsen kleinere Abbilder, — wie noch jeder Ort seine Pfingstbäume, oder unlängst seinen Freyheitsbaum hatte." —

„Die Irminsäule freylich, welche jetzt noch in dem hohen Dome zu Hildesheim steht, zierlich von Marmor, mit vergoldeten Erzringen, elf Fuß hoch, und ein Marienbild tragend, ist ein fremdes, christliches Werk, und wie die Gestalt und auch die drey lateinischen Herimeter auf einem der Ringe derselben beweisen, zum

\*) Dieser Hain des Herkules war, nach der Vermuthung eines bekannten Historikers aus meiner Gegend, vermuthlich der Schimmerwald bey der Stapelburg, in der Nähe der Harzburg. —

Leuchter bestimmt und früher auch dazu gebraucht worden. Vielleicht aber schenkte ihn Ludwig der Fromme zum Andenken seiner Gemahlin Irmengart, und benannte ihn so; doch soll der rohe Untersatz von Tuffstein noch ein Stück der wahren Irminsäule seyn. —

„Auf ähnliche Weise verhält es sich mit dem Bilde dieses Bögen, das laut Hermanns Mindenschen- und Bothe's Sassen-Chronik, zu Corvey gefunden, von dem Letztern umständlich beschrieben, gezeichnet und abgebildet, und darnach häufig wiederholt wurde. Der Geharnischte als Held auf einem Blumenfelde stehend, ein Banner mit einer Rose und eine Waage in den Händen, einen Hahn auf dem Helme, einen Bären auf der Brust und Waage und Löwen im Schilde, — ist zu sichtbar, eine spätere, überladene Heraldische Zusammensetzung, welche vielleicht in dem Bären und in der Waage noch einige dunkle Ueberbleibsel von der Gestirn-Bedeutung des alten Gottes hat. Die lateinische Unterschrift dieses Bildes, welche den Verehrern dieses Herzogs und Gottes der Sachsen den (sonst im Reichsbanner den Schwaben angehörigen) Vorstreit zueignet, las auch Martene noch 1718 zu Stadtberg hinter der Kirche auf einer Säule, welche die Stelle bezeichnete, wo die Irminsul gestanden haben soll. Später noch kommt eine merkwürdige Erneuerung dieses Götterbildes bey den, von allen Deutschen immerfort und am meisten heidnischen Sachsen vor. Nämlich Hermann Kórner von Lübeck (um 1435) erzählt in seinem Zeitbuche: anno 1115, nach dem blutigen Siege der Sachsen über Heinrich V., bey dem Welfsholze (unweit des Kiffhäu-

fers) errichteten sie dort eine Kapelle, und darin ein nach väterlicher Art gewappnetes und behelmtes Männerbild, dem sie den Sieg zuschrieben, und den das Volk den heiligen Thyodute nannte. \*) — Dasselbe erzählt auch Bothe und gibt eine dem Irmen sehr ähnliche nähere Beschreibung und Abbildung des Joduthe, den die Bauern für einen Gott gehalten und angebetet hätten; ein alter gewappneter Held, in der Rechten einen Streitkolben mit scharfen Zacken, und in der Linken einen Schild mit dem sächsischen Wapen. Diese Vorstellung vom Irmin und Irminsul bestätigt nun auch der dort eingeborne Wittekind von Corvey im 10ten Jahrhunderte in seiner Geschichte der Sachsen, wenn er aus alten Sagen erzählt, daß die Sachsen nach einem Siege über die Thüringer zu Schiding an der Unstrut (um 531) einen Siegesaltar errichtet, und ihren Mars in Säulengestalt, und ihren Hercules anstatt des Sonnengottes Apollo, verehrt hätten! Und diesen Mars nennt er Irmin, und bemerkt, daß die Sachsen zu seiner Zeit noch dieses Wortes im Lobe und Tadel sich bedienten, ohne dessen Bedeutung zu wissen. \*\*)

\*) Irmen wurde wahrscheinlich in Säulengestalt, aber Thyodute, der Sonnengott, unter dem Bilde eines gewappneten Mannes mit einem Streitkolben verehrt. Er war der Teut, Tuisto, Kriegsgott der Deutschen, und sein Name ist synonym mit Deus, Zeus, Joduthe. —

\*\*) Irmin, seine Säule, seine Straße und sein Wagen. Einladung zu Vorlesungen über altdeutsche und altnordische Götterlehre, durch Dr. Fr. H. von der Hagen. Breslau, 1817. 8.

Ich bin hierin ganz der Meynung des Verfassers, nur muß ich noch hierbey bemerken, daß auch er in den Fehler unsrer Mystiker und Symboliker fällt, die, wenn sie zwey einander ähnliche Wörter bey ganz verschiedenen Völkern und in weit entfernten Ländern finden, daraus sogleich auf einerley Quelle und auf nähere Verwandtschaft derselben schließen, und sodann mit Hülfe der Etymologie und Symbolik alles durch einander und gar in Eins werfen. Daher findet er auch in den Namen Ermin und Hercules eine große Aehnlichkeit, die ich nicht darin finden kann. Auch glaube ich nicht, daß Cäsar diese beyden Namen mit einander verwechselt hat. Er sah bloß auf die Aehnlichkeit hierbey, die in Ansehung der Sache und Bedeutung, nicht aber in Ansehung des Wortklanges statt fand, und benannte die Säulen nach dem Namen des römischen Hercules, ohne sich um den Deutschen Namen zu bekümmern. — \*). Aus dem Wären auf der Brust, und der Waage im Schilde des Bildes, will der Verfasser auf astronomische Kenntnisse, welche unsere Vorfahren mit aus Indien gebracht haben sollen, und auf höhere Bedeutungen dieses Gottesbildes schließen. — Dieses ist zu weit hergeholt. Auch wissen wir ja nicht, wie das älteste Bild des Irmen ausgesehen hat. Das neuere aber war ein Kunstwerk aus spätern Zeiten,

\*) Weil die Hercules = Hermes Säulen, die Hermen u. s. w. Aehnlichkeit mit den Irmensäulen hatten, so nannte man die letztgenannten auch so, und machte den Irmen zum Hercules, Hermes, u. s. w.

und man kann also von ihm nicht auf frühere Zeiten und Kenntnisse schließen. —

Dies mag genug seyn, um zu zeigen, daß die Irmenful zu Eresburg ursprünglich ein Standbild des Irmen, des Gottes der Sachsen, und zugleich ihres Stammvaters, Königs und Herrschers, war. In der Folge aber erhielt das Wort eine allgemeinere Bedeutung und umfaßte mehr, so, daß es zuletzt von jedem großen und heiligen Götzenbilde gebraucht wurde. Irmenful hieß sogar zuletzt eine jede große Säule, weil jene eine hohe, erhabene, gleichsam eine Erzsäule war. Irmingod erhielt sonach dem Wortgebrauche gemäß, die Bedeutung des großen Gottes, des Gottes vom Himmel, des Allvaters, und Irmingstraße hieß bey den Nachkommen eine große, allgemeine Heerstraße. So hängt alles genau mit einander zusammen, und an diesem Faden kann man sich aus dem Labyrinth am besten herausfinden, ohne zu römischer, oder überhaupt zu ausländischer Mythologie durch Hülfe der Symbolik seine Zuflucht nehmen zu müssen.

## II.

### Das Daseyn des Einhorn von Neuem bestätigt.

Ob das Einhorn zu den fabelhaften Thieren der alten Welt gehöre, oder wirklich sich vorfinde; ob es ein Geschöpf der Urwelt oder ein Erzeugniß der jetzigen Welt sey, darüber ist schon oft und lange gestritten worden, ohne daß die Sache hat zur Gewißheit gebracht werden können. Nur unsern Zeiten, worin so viele und große Entdeckungen gemacht werden, war es aufbehalten, auch dies Problem aufzulösen und der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Zwar hat man das Daseyn dieses Thiers, welches die Alten in ihren Schriften sowol, als in ihren Kunstwerken, für wahr und ausgemacht annehmen, schon früher vermuthet. Man wollte sein Horn ausgegraben und in Gypsgebirgen gefunden, man wollte selbst nähere Nachrichten davon eingezogen, ja sogar Abbildungen von demselben unter den afrikanischen Völkern gefunden haben. So erzählt uns der englische Capitain Barrow, daß er auf seinen Reisen in Afrika eine Nation angetroffen habe, die er zu den Höhlenbewohnern rechnet, (Troglobyten)

und die der holländische Recensent meiner Urwelt für Buschmänner ausgibt. Dieses Volk beschäftigt sich mit der Abzeichnung von Thieren, hat Talent zur Malerey und schmückt die Wände seiner Höhlen mit Gemälden von Thieren des Landes aus, die ziemlich natürlich seyn sollen. Unter diesen Geschöpfen befindet sich denn jedesmal das Einhorn! — Auch versicherten ihn die Einwohner, daß dieses Thier wirklich noch in den großen Wäldern ihres Landes lebe; aber sehr scheu und wild sey und sich nicht gut ankommen lasse, welches mit den Berichten Alter und Neuer vollkommen übereinstimmt. Er wollte selbst Jagd auf das Einhorn machen, um sich mit eigener Augen von der Wahrheit zu überzeugen, als ihn die Umstände nöthigten, plötzlich abzureisen, und sein Vorhaben aufzugeben. Die Sache blieb also abermals ungewiß und wir mußten uns ferner mit bloßen Vermuthungen begnügen.

Jetzt erhalten wir aber die Bestätigung der Sache auf einem ganz andern Wege und aus einem ganz andern Welttheile, nemlich aus Asien und gleichfalls durch einen englischen Officier, dessen Corps sich seither sehr verdient um die Natur- und Alterthumskunde gemacht hat, nemlich durch den Major Patter. — Aus seinem Berichte, den ich in der Folge wörtlich mittheilen will, erhellet, daß sich dieses räthselhafte Thier wirklich in der Welt befindet, und nicht bloß in Afrika, sondern auch in Asien und namentlich in Tibet sich aufhält.

Das Daseyn des Einhorns in der jetzigen Welt wäre also wol ausgemacht, wie die Nachrichten darüber von

Barrow, Patter und Campbel beweisen, die ich weiterhin mittheilen will. Nur die Existenz desselben in der Urwelt ist noch zweifelhaft, weil man sich auf die Nachrichten der Alten vom Unicornu fossile nicht verlassen kann, indem man ehemals gewohnt war, alle Zähne und Hörner von Thieren der Urwelt dem Einhorne zuzueignen, von welchem man dunkle Nachrichten und Vorstellungen hatte. Selbst die Abbildung des Unicornu in Leibnitzens Protogäa ist wahrscheinlich nicht nach der Natur gemacht; sondern durch Hülfe der Einbildungskraft, nach mündlichen Erzählungen davon, zusammengesetzt, wie solches ehemals gewöhnlich war, da man noch nicht so genau und vorsichtig in Erforschung der Wahrheit war, als jetzt \*). Die Sache bleibt also ungewiß und wird vorerst auch wol ungewiß bleiben, wenn wir nicht neue Entdeckungen hierin machen; zumal da das vorgebliche Horn dieses Thiers, welches man in den Gipsbergen bei Quedlinburg gefunden und wovon Leibnitz eben erwähnte Abbildung geliefert hat, verloren gegangen, vielleicht auch zerfallen ist, und also von Zoologen nicht mehr beurtheilt werden kann \*\*). Die neuesten Ausgrabungen von fossilen Knochen und Zähnen im Sevekenberge bey Quedlinburg machen es aber sehr wahrschein-

\*) Man kann hierüber das Archiv der Urwelt Bd. 4. S. 2. 2c. nachlesen.

\*\*) Wie konnte man auch behaupten, daß die Hörner und Knochen vom Unicornu fossile wirklich Theile des Einhorns waren, da wol noch Niemand in Europa ein Thier dieser Art gesehen hatte? —

lich, daß es ein Fangzahn vom Mammuth war, den man für das Horn eines Einhorns hielt. —

Um jedoch die Existenz dieses Thiers in der gegenwärtigen Welt zu beweisen, will ich der Sache näher kommen, und zuerst die ältesten Nachrichten davon, besonders des griechischen Arztes Ctesias Beschreibung desselben vorangehen lassen, darauf die Zweifel und Einwendungen dagegen, besonders des ehemaligen großen Orientalisten, Lychsen, Widerlegung, vortragen und endlich eine Prüfung beyder anstellen.

Die Gestalt sowol, als auch der Wohnsitz des Einhorns ist uns von Ctesias in den Fragmenten seiner Nachrichten von Indien also beschrieben worden: „In den indischen Gebirgen, sagt er, lebt der wilde Esel, der so groß und größer noch, als ein Pferd ist. Der Körper ist weiß, der Kopf roth und er hat blaue Augen. Auf der Stirn trägt das Thier ein spitzes Horn, einer Elle lang, welches unten weiß, in der Mitte schwarz und oben roth ist. Man gibt das Geschabte davon im Getränk; denn es ist ein Verwahrungsmittel gegen tödtliche Gifte. Der untere Theil des Horns bis auf zwey Spannen von der Stirne ist weiß, der obere sehr spitze Theil feuerfarben und sehr roth, der mittlere aber schwarz. Wer daraus trinkt, (denn man macht Becher daraus) wird von Krämpfen, auch von der Epilepsie nicht befallen, sagt man. Auch Gifte wirken auf einen solchen nicht, wenn man vorher oder nachher entweder Wein oder Wasser aus solchem Becher trinkt. Die andern Esel, sowol die wilden, als zahmen, und die andern einhufigen Thiere haben

kein Sprungbein (astragalus), auch keine Gallenblase an der Leber; diese aber haben Sprungbeine und eine Gallenblase an der Leber. Das schönste Sprungbein, welches ich gesehen, war wie von einem Ochsen, der Gestalt und Größe nach, schwer wie Bley, und von Farbe wie Menzinge durch und durch. Das Thier ist sehr schnell und stark, weder ein Pferd, noch irgend ein anderes Thier holt es beim Verfolgen ein. Zuerst läuft es langsam, wenn es aber längere Zeit gelaufen hat, strengt es sich erstaunlich an, und läuft immer schneller. Auf gewöhnliche Weise ist es nicht zu jagen; wenn diese Thiere aber ihre Jungen auf die Weide führen, und mit vielen Reitern sich umgeben sehen, fliehen sie nicht und verlassen die Jungen nicht; sondern kämpfen mit Hörnern, mit Auschlagen und Beißen, tödten auch viele Pferde und Menschen, bis sie endlich mit vielen Pfeilen und Wurfspeeren erlegt werden; lebendig fängt man sie nicht. Das Fleisch ist der Bitterkeit wegen nicht zu essen. Man jagt sie der Hörner und Sprungbeine wegen.“ \*)

Ich finde in dieser Erzählung des alten Naturforschers durchaus nichts Fabelhaftes, Unmögliches oder Unglaubliches; sie ist vielmehr höchst einfach, glaubhaft und ohne alle Uebertreibung. Ueberhaupt enthalten seine Indica, wovon uns leider! nur noch Fragmente übrig geblieben, Daten, die, wie Heeren in seinen Ideen sagt,

\*) Ctesias Indica. cap. 25. Unter Indien versteht er, nach Heeren, die Gebirgs-Gegenden von Nordindien und Persien.

für den Natur- und Geschichtsforscher, für den Handel und die ganze Menschheit von der größten Wichtigkeit sind. Und gewiß wird vieles von dem, was noch dunkel darin bleibt, in der Folge sich aufklären, wenn einst ein Humboldt die Gegenden von Tibet bereiset. —

Dennoch setzt Lychsen starken Zweifel in die Wahrheit dieses Berichtes, und glaubt, der griechische Arzt habe das dortige Nashorn mit dem Einhorn verwechselt. — Wir wollen einmal seine Einwürfe hören und prüfen.

„Ueber das Einhorn, sagt er, welches von Ctesias weitläufig beschrieben wird, obgleich ohne Anführung des indischen Namens, der aber doch aus andern Nachrichten bekannt ist, erlaube ich mir ein Paar Bemerkungen. Wenn es wirklich ein hirsch- oder pferdähnliches Einhorn gibt, wie man in neuerer Zeit zu glauben scheint, so müßte es sich in Afrika finden; denn von dorthier hat man allein Nachrichten davon von Barthema (Bartmann) bis Barrow herab. (Daß sich dieses Thier auch in Asien, namentlich in Tibet, findet, ist durch die neuesten Berichte aus Hindostan bewiesen.) Das Thier aber, welches von Ctesias nach der Vorstellung der Perser beschrieben und auf den Ruinen von Ischilminar (Persepolis) mehrmals abgebildet ist, scheint mir nach allen wesentlichen Charakteren aus dem asiatischen Rhinoceros entstanden zu seyn. (Die Erzählung der Perser ist nicht von den mythischen Abbildungen an den Pallästen von Persepolis, sondern nach der Natur gemacht. Auf jenen aber ist das Einhorn, wie der Greif und Martichora, nur eine symbolische Vorstellung, und nicht nach der Natur.) Auf

dieses (Nashorn) passen 1) die vom Ctesias beschriebene Stärke und Wildheit, weswegen sie nicht lebendig zu fangen sind. (Dieses paßt vollkommen auf das Einhorn, wie die neuesten Nachrichten aus Bengalen beweisen.) 2) Die anfängliche Langsamkeit des Ganges, der immer schneller wird. (Vergleiche Bruce's Reisen. T. V. der deutschen Uebersetzung S. 105.) Bruce sagt ebenfalls, der Rhinoceros laufe einen Trott, der nach einigen Minuten ungemein schnell werde und den er lange aushiele; jedoch versichert er, daß ein Pferd ihn leicht einhole. (Wie paßt dies aber auf Ctesias Beschreibung vom Einhorne?) 3) Die Ungenießbarkeit des Fleisches. (§. 26.) Die Habessinier essen zwar, nach Bruce's Versicherung, das Fleisch des Rhinoceros, so, wie sie auch Elephantenfleisch essen; allein es hat doch einen Bisamgeruch. Von einem Thiere aus dem Hirsch- oder Pferde-Geschlechte könnte das Fleisch nicht bitter seyn, wie es §. 26. heißt. Noch deutlicher scheint mir 4) das einzige Horn und die diesem beygelegte Eigenschaft, dem Gifte zu widerstehen, das asiatische Nashorn zu bezeichnen. Noch jetzt glaubt man solches von dem Rhinoceroshorne in Asien und macht deshalb daraus Trinkgefäße. — Die Farbe des Horns ist, nach Ctesias, oben an der Spitze roth, in der Mitte schwarz, unten weiß. Dies läßt sich mit Bruce's Nachricht, (pag. 100.) daß das Horn des Rhinoceros von außen röthlich braun sey, gar wol vereinigen. Denn wahrscheinlich beschreibt Ctesias ein Horn, das zum Trinkgefäße diente, und wo durch Kunst und Weggoliren der äußern Bedeckung, die Verschiedenheit der Farbe hervor-

gebracht war." (Womit will Tyche beweisen, daß Stefias hier von einem künstlichen Horne oder Trinkgefäße rede? Er beschreibt ja das Thier nach der Natur und nicht nach Fabricaten, die aus seinem Horne gemacht wurden.) —

„Die Gestalt des Esels, fährt er fort, und die Größe des Pferdes, die der Grieche seinem Einhorn beylegt, passen ebenfalls zur Größe und dem unbehülfschen Ansehn des Nasehorns. — (Wie kann man doch vernünftigerweise einen Esel oder ein Pferd mit einem Nasehorn in Ansehung der Größe und der Unbehülfslichkeit vergleichen?) Auf den Ruinen von Tschilminar ist es schlanker und dem Pferde ähnlicher dargestellt; dies ist aber Künstlerdarstellung, noch dazu eines mythischen Thiers, in welcher so wenig, als bey dem Martichora und dem Greife, naturhistorische Treue erwartet werden kann.“

(Dies ist freylich wahr; aber hat denn Stefias seine Beschreibung nach der mythischen Abbildung zu Tschilminar und nicht vielmehr nach der Erzählung von Augenzeugen und Kennern gemacht?)

„Als etwas Eigenthümliches bemerkt Stefias noch (S. 25.) daß, da alle übrige Esel, sowol zahme als wilde (zu letztern rechnet er sein Einhorn) und andere dichterhufige Thiere keine Knöchel oder Sprungbeine (*ἀσπυγάλους*) und keine Galle an der Leber haben; so habe doch das Einhorn beides. — Er selbst habe ein solches Sprungbein gesehen, welches, wie das vom Nashen, aber schwer wie Blei, und durch und durch hellroth gewesen sey (*ὡς περ κιννάβαρι*, wie Zinnober oder vielmehr wie Men-

nige.) Man jage das Thier sowol der Knöchelbeine, als auch des Horns wegen.“

„Daß das Thier eine Gallenblase hat, trifft völlig auf das Rhinoceros zu, welches, wie Blumenbach mich belehrt, diese wirklich und von ansehnlicher Größe hat. Dies ist also eine Aehnlichkeit mehr. — Stefias führt den Umstand nur als merkwürdig an, weil er sein Einhorn zu den *Solidurgulis* rechnet; welchen, wie er richtig bemerkt, die Gallenblase fehlt. Was er von dem *Astragalus* sagt, ist in sofern richtig und auf das Rhinoceros passend, als dieses allerdings Knöchelbeine hat; wenn *Astragalus* anders dieses bedeuten soll. Aber wie der griechische Arzt den *Solidurgulis* das Knöchel- (Sprung-) bein absprechen könne, das sie doch eben so gut, wie die *bisulca* haben, und das überhaupt allen vierfüßigen Thieren, auch Menschen und Affen gemein ist, läßt sich nicht wol einsehen. (Sollte man ihn nicht unrecht verstehen?) Nach Blumenbachs Bemerkung hat das Knöchelbein des Rhinoceros gar nichts Auszeichnendes, weder in der Farbe, noch im specifischen Gewichte. Vielleicht sah Stefias einen gefärbten Knochen, dessen Röthe er für natürlich hielt. Da man dieser Knochen wegen das Thier jagte, so scheint es fast, daß man sie irgend eines Gebrauchs wegen suchte; und dann läßt sich leicht denken, daß die Kunst daran geschäftig war, gerade wie bey dem Horne und daß man vielleicht selbst dem Gewichte einen Zusatz zu geben wußte.“

„Doch ich darf auch, fährt er fort, die Schwierigkeiten nicht verschweigen, die in der Beschreibung des Stefias



meiner Hypothese entgegenstehen, und auf ein anderes Thier zu deuten scheinen. Erstlich die Farbe. Das Thier ist nach Otesias weiß, am Kopfe roth, mit blauen oder dunkeln Augen; das Nashorn hingegen ist über und über schwärzlichbraun, oder graubraun, nur in den Weichen fast fleischfarbig und hat dunkelbraune Augen. — Allein mit den Farben darf man es bey Otesias so genau nicht nehmen. (Sollte er aber nicht schwarz und weiß haben unterscheiden können oder sich etwas ganz Falsches haben aufbürden lassen?) Auch sein Martichora ist hellroth und sein Greif schwarz mit rother Brust. (Dies sind nur fabelhafte Thiere aus der persischen Mythologie.) Fast möchte ich vermuthen, daß er die Farben nach einem Gemälde dieser mythischen Thiere angegeben habe. (Ist nicht wahrscheinlich.) Ferner hat das Thier einen dicken Huf und das Horn an der Stirne, sowol in der Beschreibung, als auch in den Abbildungen. Beides ist nicht bey Rhinoceros der Fall. Wenn man aber erwägt, daß das Thier den Persern nur aus Nachrichten und vergrößernden Erzählungen bekannt war; so scheint diese Schwierigkeit zu verschwinden. (Schwerlich! Tibet war damals eine persische Provinz; das Thier war also dort einheimisch und den Persern hinlänglich bekannt.) Da man es als ein starkes und schnelles Thier beschreiben hörte; so gab man ihm einen leichtern Bau und dichten Huf, und dachte sich das Horn an der Stirne, als der schicklichsten Stelle. — (Auf die Art kann man alles aus dem Einhorn machen.) Auch ist der Huf des Rhinoceros nicht, wie bey den Rindern und andern Thieren ganz

sondern nur halb gespalten. Daher legen auch die Araber dem Rhinoceros oder Kerkend dicke Hufe bey, und auch sie sprechen von seinem Horne am Kopfe oder an der Stirne. Selbst Marco Polo, der gewiß das asiatische Nashorn beschreibt, sagt: (Lib. III. 15.) in medio frontis gestat unum cornu. — Vermuthlich macht die Biegung des Horns, daß es von vorne gesehen, höher zu stehen scheint, als es wirklich steht. — (Dies wird nicht leicht jemand behaupten, der ein Nashorn wirklich gesehen hat.)

Die Uebertreibungen des Otesias von der Stärke und Schnelligkeit des Thiers sind noch bescheiden gegen die der Araber, nach welchen der Kerkend hundert Parasangen Land zu seiner Nahrung braucht, alles um sich her vertreibt, Elephanten mit seinem Horne aufhebt u. s. w. (Dies alles geht auf das Nashorn und nicht auf das Einhorn. Die neuesten Nachrichten aus Asien und Afrika bestätigen aber vollkommen, was der griechische Naturforscher vom Einhorn und seiner Stärke und Schnelligkeit sagt.)

Lychsen sucht nun noch seine Behauptung durch Hülfe der Etymologie, worin er seine Stärke hat, zu beweisen. Ich will jedoch den Leser damit verschonen, weil die orientalischen Sprachen nur wenigen bekannt sind, und weil solche Herleitungen ohnehin in ihr Nichts zurücksinken, wenn sie durch Thatfachen widerlegt werden. —

Der eigenthümliche Name des Einhorns war, zufolge Lychsen, bey den Indiern Kartazonon, den uns Aelian (de natura animalium XVI. 20.) aufbehalten

hat. „Es soll, sagt dieser, bey ihnen (den Indiern) auch ein einhörnißes Thier seyn, welches sie Kartazonon nennen.“ Bochart will diesen Namen in *καρχαζονον* (Kartazonon) verändern. Tychsen aber leitet es von *Κερκ*, der alten und noch jetzigen persischen Benennung des Rhinoceros und *pph* Tazan, currens, velox, irruens, her. Also wäre es *fera velox*, das schnelle Thier; eine Benennung, die zu der geglaubten wunderbaren Stärke und Schnelligkeit des Thiers sehr gut paßt, gleichsam das schnelle und flüchtige Nashorn. „Auf der ausgezeichneten Stelle sagt Tychsen, die dieses Thier an dem Eingange des Pallastes zu Persopolis einnimmt, sollte es vielleicht Symbol der Stärke und Schnelligkeit, so wie der Martichora, (der Menschenfresser) das Symbol der Tapferkeit und Klugheit seyn.“ \*) —

Schon aus den von mir in Parenthesen eingestreuten Anmerkungen erhellet, daß diese Einwürfe gegen den griechischen Naturkundigen nur auf schwachen Füßen stehen, und also keiner weitem Widerlegung bedürfen. Indessen will ich doch noch zum Ueberflus hier hersehen, was Link in seiner Urmwelt darüber äußert.

„Tychsen in den Anmerkungen zu Heerens Ideen (Th. 1. S. 965.) meynt, die Beschreibung des Einhorn's beyrn Ctesias sey aus Nachrichten vom asiatischen Nashorn entstanden. Er führt zwar selbst die großen Ab-

weichungen an, die verschiedene Farbe, das Horn auf der Stirne und die Hufe. Auf die Farbe dürfe man indessen nicht viel rechnen; der Huf des Nashorns sey nur halb gespalten und einige Beschreibungen des Nashorns setzen ihm auch das Horn auf die Stirn. Dagegen stimme das einzige Horn gar sehr mit dem Nasehorne überein; wie auch die anfängliche Langsamkeit im Laufen und die Un genießbarkeit des Fleisches. Aber möchten wir entgegen setzen, außer dem einzigen Horne stimmt in den Beschreibungen beyder Thiere gar nichts überein. Niemand wird das Nasehorn mit einem Pferde oder Esel vergleichen, Niemand das vielhufige Thier mit dem einhufigen, und wer könnte den Hautpanzer des asiatischen Nasehorns vergessen? — Ctesias sagt nicht, daß sein Einhorn ein gefährliches Thier sey, wol aber ein sehr scheues und schnelles; nur wenn es die Jungen vertheidige, wehre es sich mit großer Stärke. Manche der größern Gazellen sind auch starke Thiere. Es wird als ein gesellschaftliches Thier bey der Nachricht von dieser Vertheidigung angegeben; da hingegen das Nasehorn beständig einsam lebt. — Die anfängliche Langsamkeit des Ganges findet sich bey manchen großen Thieren und bey der Un genießbarkeit des Fleisches dürfen wir nicht vergessen, daß doch eine Verschiedenheit darin liegt, daß man das Fleisch des Nasehorns wegen des bisamhaften, das Fleisch des Einhorn's hingegen wegen des bittern Geschmacks nicht ißt. — Dieser rührt aber oft von der Weide her. Es ist allerdings auffallend, daß in den ältern griechischen Schriftstellern des Nasehorns keinesweges gedacht wird. Erst durch

\*) Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt, von N. H. L. Heeren. Göttingen 1815. Th. 1. Beylage pag. 615 zc.

Agatharchides, den Begleiter Alexanders und den Geschichtschreiber seiner Thaten wurde das Nasehorn (*Rhinoceros*) bekannt, und schon Pompejus M. brachte, wie Plinius erzählt (L. 8. c. 20.) ein solches Thier nach Rom zur Schau. Aber die Griechen kannten bis zu Alexanders Zeiten gar wenig von indischen Erzeugnissen, und es ist daher kein Wunder, daß das Thier, welches sich nicht weit nach Norden verbreitet, ihnen ganz unbekannt war. \*)

Auch Thomas Bartholinus in seinem Traktate, de Unicornu, nimmt den Arzt Stefias gegen Aristoteles und andere Gegner in Schutz und behauptet das Daseyn des Einhorns. Er widerlegt die Einwürfe, die man gegen ihn und seinen Verteidigern gemacht hat, mit mancherley Gründen, die aber zum Theil nicht haltbar sind. Den Haupteinwurf dagegen, daß, wenn es wirklich ein solches Geschöpf gegeben habe, die Römer es gewiß bey ihren Fehterspielen und Thiergefechten gebraucht haben würden, wozu aus den entferntesten Gegenden wilde Bestien herbeigeschafft wurden, wovon jedoch nirgends Erwähnung geschehe, — beantwortet Bartholin damit: daß dieses Thier sehr selten, wild und unbändig sey und sich nicht lebendig fangen und zähmen lasse, wie Philo, Aelianus und Plinius schon behaupten. Auch wären die Römer, wie er meynte, wol nicht bis in die Gegenden vorgedrungen, wo das Einhorn sich aufhalte, da sie die Parther

\*) Die Urwelt und das Alterthum, erläutert durch die Naturkunde, von F. H. Eink. Berlin. Th. 2. 1822. pag. 177-78.

nie ihrem Scepter unterworfen hätten. Dagegen gibt er andere Umstände an, woraus die Existenz desselben wahrscheinlich wird, z. B. Münzen von Alexander, dem Eroberer Persiens, worauf das Thier abgebildet ist. Auch von Philippus dem jüngern gibt es eine Münze mit der Abbildung dieses Geschöpfs, welche Seb. Ericius (p. 542,) wie Bartholin sagt, erklärt hat. Ferner erwähnt er einer Nachricht bey Aelian, daß der König der Parther zum Beweise seiner Macht und Stärke junge Einhörner zu öffentlichen Schauspielen habe abrichten lassen \*). Diese und andere Umstände, die ich hier nicht alle anführen kann, sprechen allerdings laut für das Daseyn des Einhorns und sind nicht zu verachten. Selbst Link, der vieles von der Art verwirft, erklärt sich doch für die wahrscheinliche Annahme der Existenz desselben. Nur darin bin ich anderer Meynung, daß er mit unserm Lichtenstein Afrika für das Vaterland des Einhorns nicht hält und die Zeichnungen der afrikanischen Höhlenbewohner, welche Barrow zum Beweise gebraucht, für mißrathene Abbildungen von Giraffen ausgibt. — Barrow versichert dagegen, daß jene Zeichnungen sehr ähnlich wären und Campbell's Entdeckung bestätigt es hinlänglich, daß dies Thier, wie das Nasehorn, beyden Welttheilen eigenthümlich angehört. —

„Die Nachrichten der Alten vom Einhorne, sagt Link, sind so genau und bestimmt, daß wir mit großer

\*) Thom. Bartholini, Casp. F., de Unicornu observat. novae. Patavii. 1645. 12.

Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen, das Einhorn sey ein wirkliches, jezt vielleicht ganz ausgekorfenes (?) oder höchst selten gewordenes Thier. Damit stimmen neuere Nachrichten überein. Ludwig Barthema, eigentlich Wartmann, erzählt in seiner Reisebeschreibung nach dem Oriente, welche im 15ten Jahrhunderte erschien, er habe zu Mecca neben der Moschee, wo seltene und merkwürdige Thiere gehalten würden, zwey Einhörner gesehen, eins von der Größe eines Füllens von 2½ Jahre, eins von der Größe eines jährigen Esels. Das eine hatte ein Horn 3 Ellen lang auf der Stirne, das andere hingegen ein Horn vier Hände breit hoch. Die Farbe war röthlich, wieselfarben, der Kopf hirschartig, die Füße dünn mit zwey Hufen und wenig Mähne. Bochart hat diese Nachricht zuerst aufgefunden und Forster legt mit Recht viel Gewicht darauf. — Sie enthält nichts Aebgetriebenes, ist zu genau, um von einem oberflächlichen Anblicke herzuühren, stimmt auch mit der Nachricht der Alten wol überein, nur wird das Thier zweyhufig genannt und soll aus Aethiopien geschickt seyn. (Dies ist nicht unmöglich, da es auch in Afrika Einhörner gibt, wie die Folge lehrt wird.) Kam die Angabe der Alten, daß dieses Thier einhufig sey, vielleicht nur von der Aehnlichkeit mit Pferden und Esel her, oder von dem Namen einhörniger Esel; oder gibt es mehr Arten einhörniger Thiere, oder beobachtete Wartmann nicht genau? Die erste Vermuthung ist die wahrscheinlichste; denn in der folgenden Nachricht werden auch zwey Hufe angegeben, (vom Major Lutter.) Daß noch jezt das Einhorn in Tibet gefunden werde,

hätte man aus einer Unterredung des Radscha von Buntan mit Turner \*) schließen können, welcher davon, als von einem noch vorhandenen Thiere redete. Aber folgende Nachricht macht es höchst wahrscheinlich, daß noch jezt das Einhorn in Tibet lebe. Es findet sich darüber ein Bericht des Majors Lutter, welcher in dem Gebiete des Radscha von Sikillien ostwärts von Nepal den Befehl führt, an den General-Adjutant Nicol, und von diesem an den Marquis von Hastings gesandt. Das Quarterly Review vom December 1820. Stück 47. liefert folgende Stelle aus jenem Briefe:

„Die Existenz des Einhorns ist so merkwürdig, daß ich erwähnen muß, wie die Sache zu meiner Kenntniß kam. In einem tibetanischen, die Namen verschiedener Thiere enthaltenden Manuscripte, das ich mir neulich aus dem Gebirge zuschicken ließ, wird das Einhorn denen Thieren beygerechnet, welche einen gespaltenen Huf haben und heißt das einhörnige Tsopo. — Als ich den Mann, der mir die Handschrift brachte, fragte, was für ein Thier dies wäre, gab er mir gerade eine solche Beschreibung, wie man in den alten Schriftstellern vom Einhorne findet. — Er sagte: es sey in dem Innern von Tibet einheimisch, ohngefähr von der Größe eines Zattuh, (eines 12 — 13 Faust, d. i. 48 — 52 Zoll hohen Pferdes) und grimmig und äußerst wild. — Es werde niemals oder nur selten lebendig gefangen, aber oft geschossen und das Fleisch sey essbar. (Das heißt

\*) Turner's Voyage to Tibet. pag. 156-57.

aber noch nicht, daß es wohlschmeckend sey.) Der Mann, welcher mir diese Nachricht gab, hat dergleichen Thiere oft gesehen und ihr Fleisch gegessen. Sie finden sich heerdenweise beyammen, wie unsere wilden Büffel, und man erblickt sie oft an den Gränzen der großen Wüste, etwa 30 Tagereisen von Lassa, in der von herumziehenden Tartaren (Mongolen) bewohnten Gegenden."

"Mit dem Briefe wurde eine Zeichnung des Einhorn's eingesandt, welche der Bote aus dem Gedächtniß machte. Es hat einige Aehnlichkeit mit dem Pferde; aber der Huf ist gespalten. — Ein langes gekrümmtes Horn wächst aus der Stirne und sein eberartiger Schwanz gleicht dem der *fera monoceros*, wovon Plinius (Hist. natur. VIII. 21.) sagt: ein sehr wildes Thier ist das Einhorn; am Leibe gleicht es einem Pferde; es hat den Kopf des Hirsches, die Füße des Elephanten, den Schwanz des Ebers. Sein Gebrülle ist gewaltig; auf der Stirne hat es ein zwey Spannen langes schwarzes Horn. Man sagt, daß sich dies Thier nicht lebendig fangen lasse. — Aus dem Umstande, daß diese Thiere zusammen weiden, wie das Einhorn nach den Worten der Bibel thun soll, so wie aus der ganzen Beschreibung, ist klar, daß dieses Geschöpf nicht das Nasehorn seyn kann, welches ein einfaches Thier ist; auch wird in der tibetanischen Handschrift das Nasehorn unter dem Namen *Servo* beschrieben und neben den Elephanten gestellt. — Er fügt ferner hinzu: es könne auch das in Tibet wohlbekannte wilde Pferd nicht seyn, weil dies auch einen andern Namen hat, und in dem erwähnten Manuscripte den Thieren

beygezählt wird, welche keinen gespaltenen Huf haben. — Lätter beschließt den Brief mit der Versicherung, daß er an den Sacchia Lama geschrieben und ihn ersucht habe, ihm eine vollkommne Haut des Einhorn's mit Kopf, Horn und Hufen zu verschaffen; daß es aber lange Zeit dauern werde, ehe er sie erhalten könne, weil man diese Thiere nicht näher, als 30 Tagereisen weit von Lassa, antreffe. Seit der Ankunft dieser Nachricht soll eine zweyte eingetroffen seyn, welche die Einschiffung eines lebenden, nach England bestimmten, Einhorn's ankündigt."

"Diese merkwürdige Nachricht, setzt Link hinzu, macht es allerdings höchst wahrscheinlich, (warum nicht gewiß?) daß noch jetzt das Einhorn im Innern von Tibet lebe. Die Alten setzen insgesammt das Einhorn nach Indien. Vermuthlich war es vormals über die Gebirge von Nordindien und Kabul verbreitet, ist aber so sehr ausgerottet, daß man diese Thiere nur noch an den Gränzen der großen Wüste antrifft; denn die Alten reden bestimmt nicht vom Bisamthiere, welches ebenfalls im Innern von Tibet und am Rande der großen Wüste lebt. Simeon Sethi, wie Bochart sagt, (Hierozoicon, L. 3. c. 27.) beschrieb das Bisamthier als einhornig, er setzte also beyde Thiere verwirrend zusammen." \*).

Aber nicht bloß in Asien, sondern auch in Afrika lebt dieses Thier wahrscheinlich, wie aus neuern Berichten erhellet, wenn wir auch Barrow's Nachricht und Vermuthung nicht in Betracht ziehen wollen und wenn gleich Link noch daran zweifelt.

\*) Link Urwelt. Th. 2. S. 177. 180. 182.

„Sparrman, sagt Link, erzählte zuerst von Zeichnungen des Einhorn, welche die Hottentotten in einen Felsen sollen eingegraben haben. \*) Auch Barrow redet davon \*\*), so wie andere Reisende. Am Cap soll man überall daran glauben, — wird in den Briefen der Herren von Wurmb und Bollzogen (franz. Ausg. S. 414.) gesagt. Aber Pichtenstein hat nichts davon gehört; auch hält er jene Abzeichnungen für verfehlte Darstellungen einer Gazelle. Wenn ein solches Einhorn in Afrika vorhanden ist, so wird es vermuthlich von einer ganz andern Art seyn, als das tibetanische und das Einhorn der Alten. (Es wird sich vielleicht so von jenem unterscheiden, wie der afrikanische Elephant vom asiatischen.) Die Alten reden von keinem Einhorne in Afrika. (Aber auch von keinem Nashorne, welches den Griechen erst spät bekannt wurde.) Nur Aristoteles sagt in der Thiergeschichte: (L. 2. c. 2. 5. 9.) „Es gibt wenige einhörnige und einhufige Thiere; einhörnig und zweihufig ist der Dryr.“ — Aber alle andern Nachrichten der Alten vom Dryr erwähnen nicht dieses einzelnen Horns; nur Plinius redet davon, indem er jene Stelle aus der Thiergeschichte von Aristoteles übersetzt. Bochart führt aus Arabern und neuern Schriftstellern manche Nachrichten von einhörnigen Thieren in Aethiopien an, und selbst die Thiere, welche Wartmann zu Mecca sah, sollten aus Aethiopien geschickt

\*) Sparrmanns Reise nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. S. 455.

\*\*) Travels in Southern Africa. p. 313.

seyn. Aber es ist noch zweifelhaft, ob man die Nachrichten vom tibetanischen Thiere auf ein äthiopisches übertragen hat, oder ob sich wirklich in Afrika einhörnige Thiere finden. Bochart hat übrigens treffend gezeigt, daß in der Bibel unter dem Namen Neem, welches man durch Einhorn übersetzt, ein Dryr oder eine zweihörnige Gazelle verstanden werde. — (So weiß ja aber die Bibel nichts vom Einhorne und man kann sich also hierin auf sie nicht berufen!) —

Aus dieser Ungewißheit werden wir abermals durch Hülfe eines Engländers, Namens Campbell, herausgezogen, der dieses Thier wirklich in Afrika entdeckt hat. Das Journal de Paris ertheilt uns darüber folgende Nachricht: „Der Engländer Campbell hat von seiner Reise nach Südafrika den Kopf eines Einhorn mitgebracht, welches die Hottentotten dort erlegten. — Das Thier ist größer, als das größte Rhinoceros, das Campbell gefangen hat und welches vom Kopfe bis zum Schweife 11 Fuß Länge maas. — (Campbell wußte also ein Nashorn von einem Einhorne wohl zu unterscheiden und konnte solche nicht mit einander verwechseln.) Das Horn ist 3 Fuß lang und fast ganz schwarz. Es steht auf der Stirne 9 — 10 Zoll über der Nase. Von der Nase bis zu den Ohren ist des Einhorn's Stirn 3 Fuß lang. Dicht unter dem großen Horne ist noch ein kleines von 8 Zoll. — (Hierdurch scheint es sich von dem asiatischen zu unterscheiden. Das Thier hat weder Wolle noch Haare und ist braun gefleckt.“ \*) —

\*) Der Gesellschafter vom J. 1821. Nr. 137. S. 640.

Die Nachrichten, welche uns Ctesias, Plinius u. a. m. vom Einhorne ertheilen, werden hierdurch vollkommen bestätigt. Man darf also dasselbe nicht mehr für ein fabelhaftes Thier, wie den Greif, halten. „Es ist nicht wahrscheinlich, sagt Linné, daß Ctesias sollte Abbildungen von einem symbolischen Thiere, wie sie sich auf den Trümmern von Persopolis finden, vor Augen gehabt haben. Er sagt nichts von dem Löwenschwanz, den Geschlechtstheilen des Boock, nichts von den Federn, welche gleichsam einen Sattel vorstellen. Sollte er nicht auch des andern Thiers mit Flügeln, Vogelklauen und einem Scorpionschwanz erwähnt haben? Seine Beschreibung scheint also ganz unabhängig von den Darstellungen auf den Trümmern von Persopolis. Daß diese letztern symbolische Zusammensetzungen sind, läßt sich nicht bezweifeln. Das Horn ist das Bild der Stärke, vermuthlich von dem wirklichen Einhorne hergenommen; der Pferdefuß ist ein Bild der Gewandtheit, der Löwenschwanz deutet auf den König der Thiere und sein Zeugungsvermögen ist durch die Geschlechtstheile eines Boockes dargestellt. So ist auch das andere, dem Menschen feindselige, Thier offenbar symbolisch; Vogelklauen, Flügel und Scorpionschwanz in einer Verbindung mit einander zeigen dieses deutlich. Aber wenn auch die Nachricht bey Ctesias unrichtige Angaben enthalten sollte, so erkennen wir darin keinesweges ein symbolisches oder fabelhaftes Thier. Die bestimmte Angabe von dem Sprungbeine und der Gallenblase läßt vielmehr auf ein wirklich vorhandenes Thier schließen. Da die einhufigen Thiere keine Gallenblase,

wol aber ein Sprungbein, nur kein deutlich gesondertes, haben; so muß das Thier seiner Natur nach den zweyhufigen Thieren ähnlicher gewesen seyn, (wie auch die neuesten Nachrichten davon solches bestätigen.)“ —

Ctesias Ehre ist also hiernach gerettet und wir dürfen ihn nicht mehr für einen Märchenschreiber und Lügner halten. Wenn er gleich bloß nacherzählt, was er in Persien gehört hatte; so konnte er doch die sichersten Nachrichten darüber einziehen, weil er Leibarzt am persischen Hofe war. Die Folge hat auch bewiesen, daß er die Wahrheit berichtet, und daß er sich von den Persern keine Unwahrheiten und Märchen hat aufbürden lassen. Nordindien, worin sich das Einhorn aufhält, gehörte überdies zu dem damaligen persischen Gebiete, und man konnte also von dorthier zu Persopolis die sichersten Nachrichten haben. Bloß in dem Punkte weicht er von den neuern Berichten ab, daß er das Einhorn zu den einhufigen Thieren rechnet, da es doch, wie der Hirsch, gespaltene Klauen hat. Aber wird nicht auch das Nasehorn von den Eingebornen unter die Solibungula gerechnet, ungeachtet es eigentlich zu den Bisulcis gehört? Bey einem so seltenen, wilden und unbekannten Thiere, als das Einhorn ist, darf man es so genau nicht nehmen, und es muß nothwendig Varianten bey den alten Autoren in der Angabe seiner Gestalt und Gliedmaßen geben. Plinius gibt ihm gar den Fuß eines Elephanten. — In der Hauptsache stimmen jedoch die Bibel, die Griechen, die Römer und Tibetaner mit einander überein, und ihre Nachrichten und Erzählungen lassen keinen Zweifel mehr an der Exi-

stanz dieses Thiers aufkommen. — Auch schon im Zend-Avesta wird das Einhorn unter den Hausthieren oder Thieren des Landes aufgeführt und es wird darin zu dem Bocksgeschlechte gerechnet, oder, wie wir sagen würden, zu den Gazellen; welches noch ein Beweis mehr für die Existenz desselben ist, welchen man bisher übersehen hat. —

Alle Einwürfe und Zweifel, selbst von Naturkundigen, werden also durch die wirkliche Existenz des Einhorns in Tibet und Afrika, dessen Kopf bereits in Kupfer gestochen ist, hinlänglich widerlegt. Hiernach ist also auch von Zimmermann's Behauptung, die er in seiner geographischen Geschichte des Menschen äußert, zu würdigen, wenn er sagt: es sey unwahrscheinlich, daß das Einhorn ein Horn vor der Stirne haben solle. Denn es gehe bey den Mammalien eine Sutura vom Nasenbein an, worauf das Nasehorn sein Horn sitzen hat, bis zwischen die Augenhöhlen und trenne den Schädel in zwey gleiche Theile, welche kein Horn zulasse, welches doch seinen Ursprung im Gehirne haben müsse. Dies fällt also weg, und es muß wol der Natur möglich gewesen seyn, noch einen Platz für ein Horn dieses einhornigen Thiers zu finden. Denn der Natur ist nichts unmöglich, was nicht ihren Gesetzen selbst widerspricht. —

### III.

#### Fernere Notizen über die Wassermenschen.

Ich habe in meiner Urwelt, über die Existenz der Wassermenschen, eines Beyspiels erwähnt, daß vor Kurzem ein Engländer eine Syrene oder Wasserjungfer gefangen habe. Ich hatte aber damals die Quelle nicht bey der Hand, woraus ich diese Nachricht schöpfte. Jetzt will ich diesen Vorfall wörtlich mittheilen, welchen uns die Jugendzeitung erzählt und zugleich noch einige andere ähnliche Beyspiele hinzufügen, wodurch das Daseyn der Wassermenschen sehr wahrscheinlich wird.

„Schon von den ältesten Zeiten her, heißt es dort,\*) hat sich die Sage verbreitet und erhalten, daß es menschenähnliche Geschöpfe gebe, welche im Meere wohnen. Sie sind unter dem Namen der Syrenen, der Wasserjungfern und der Wassernixen bekannt. Bald wurden sie für Ungheuer, bald für angenehme Gestalten ausgegeben

\*) Zeitung für die Jugend, Leipzig 1817. Februar. Nr. 14. S. 109. ff.



und man wollte sie hier und da gesehen haben. Erst vor zwey Jahren noch will man ein solches Geschöpf an den schottischen Küsten bemerkt haben, das bey ruhigem Wetter einen lieblichen Gesang ertönen ließ. — Nach einem Schreiben aus Portmuth, auf der Insel Magee, vom 29sten September 1815, scheint das Daseyn solcher Geschöpfe neuerdings versichert zu werden."

"Herr William Elland daselbst hatte am 28sten September, Morgens um 6 Uhr, seine Neze,  $\frac{1}{4}$  Stunde von der Küste entfernt, ausgeworfen, als er bald etwas über dem Wasser erblickte, was einem Meerkalbe ähnlich schien. Als er näher kam, sahe er zu seinem Erstaunen ein menschliches Wesen, welches sich mit den Händen bewegte. — Da er in öffentlichen Blättern gelesen hatte, daß man bey Schottland eine sogenannte Seejungfrau gesehen habe; so vermuthete er, daß das von ihm beobachtete Geschöpf wol ein ähnliches sey."

"Ein Knabe, den er bey sich im Boote hatte, ließ einen großen Wasserhund auf dasselbe losgehen und während dieser darnach hinschwamm, feuerte er seine Flinte darauf ab, wodurch das Geschöpf am Leibe verwundet wurde. Sogleich packte es der Hund bey den Haaren und hielt es fest, während das Geschöpf unaufhörlich im Wasser unterzutauchen sich bemühte."

"Elland ruderte hinan, umstrickte das Geschöpf mit einem Heringsneze und zog es so mit vieler Mühe in das Boot hinein. — Durch den erlittenen Blutverlust war es ermattet, straubte sich sehr, mußte mit Stricken

gebunden werden, und gab Laute, dem Geschrey eines Kindes ähnlich, von sich." —

"Nachdem Herr Elland das Geschöpf ans Land gebracht, füllte er ein Boot mit Seewasser an, und setzte es hinein. Beym Abgange seines Schreibens über diesen Gegenstand befand es sich noch in diesem Boote. Die Wunden heilten nach und nach völlig zu, das Geschöpf nährte sich von Fischen, und schien die Heringe allen übrigen vorzuziehen." —

"Das Haar ist über eine Elle lang und dunkelgrün von Farbe. Die Augen sind roth, die Nase platt und der Mund groß. Es hat an jeder Hand nur 3 Finger und einen Daumen. — Die Finger gehen spitz zu. Seine Länge beträgt, vom Scheitel bis zur Spitze des Schwanzes, 5 Fuß und 4 Zoll. Von den Hüften aufwärts gerechnet, gleicht es dem Körper eines Menschen weiblichen Geschlechts. Die Hauptfarbe des Körpers ist weiß und der Schwanz an Gestalt und Farbe der des Kabeljau gleich."

"Allen Versicherungen nach, soll der Einsender ein achtungswerther und glaubwürdiger Mann seyn, so, wie auch die in seinem Schreiben angegebenen Personen, die das Geschöpf gesehen haben, bekannt seyn sollen. Sobald nähere Berichte darüber eingehen, sollen sie unsern Lesern mitgetheilt werden."

Bis jetzt aber scheinen diese Berichte nicht eingegangen zu seyn, weil man in dieser nützlichen und belehrenden Zeitschrift nichts weiter davon gelesen hat. Ich will dagegen einige andere ähnliche Beyspiele aus andern neuen

Zeitschriften hier anführen, welche jenen Vorfall bestätigen.

„Kurz vor einem Sturme bemerkten zwey von Aarhus ausgegangene Fischer Morgens früh, unweit ihres Boots, ein Geschöpf aus dem Wasser tauchen, welches eine täuschende Aehnlichkeit mit einem Menschen hatte. Es verschwand mehrere Male und kam wieder über die Wasserfläche. Dem Anscheine nach hatte es eine sehr weiße Haut und langes, etwas ins Röthliche spielendes Haupthaar. — Die Fischer gaben diese einfache Erzählung zu Protokoll, und da sie als besonnene, wahrheitsliebende Männer bekannt sind; so kann man nicht daran zweifeln, daß sie wirklich ein solch Geschöpf gesehen haben. Es gibt aber mehrere Seethiere, die eine täuschende Aehnlichkeit mit der Gestalt eines Menschen, vorzüglich in einiger Entfernung, haben; dahin gehört vorzüglich der Seebär und der sogenannte Seeaffe. — Wahrscheinlich ist es ein Thier letzterer Art gewesen, welches die Fischer gesehen haben, wobey es doch auffallend ist, daß dieses, welches sonst nur im großen Ocean zwischen Asien und Amerika lebt, sich in diesen Gewässern gezeigt haben sollte.“ \*) —

„Im Jahre 1814 hörte man, daß in der Nähe von Englands Küsten, kurz vor einem heftigen Sturme, eine Meerfrau gesehen worden sey, deren Oberleib vollkommen wie ein Frauenzimmer, der Unterleib aber wie ein Fischschwanz gestaltet gewesen wäre. Dieses Geschöpf habe

sich einige Zeit über dem Wasser erhalten und wie eine Gans geschnattert.“ \*) —

Der Correspondent des Freymüthigen setzt noch einen Zweifel in die Wahrheit der Sache und meynt, die guten Fischer von Aarhus hätten sich geirret und einen Seebären oder gar einen Seeaffen für eine Syrene angesehen; — wiewol er es sich selbst nicht erklären kann, wie dies letztere Geschöpf aus dem großen Ocean zwischen Asien und Amerika in die nordischen Gewässer gekommen seyn sollte. Dies muß billig einem jeden unglaublich scheinen. Die Fischer haben daher ganz recht gesehen, und sie sind ja nicht die Einzigen, denen ein solches Geschöpf zu Gesichte kam.

„Zu Sandside im Kirchspiele von Reay, in der nordschottländischen Grafschaft Caithness, ist im Frühjahr 1809 ein Thier gesehen worden, welches man für ein Meerweib hielt. Da der Kopf und der Busen ganz sichtbar waren; so konnte man diese als Theile eines vollkommen ausgewachsenen jungen Weibes entscheiden. Die Brüste waren ganz ausgebildet, die Arme länger, als bey dem menschlichen Körper und die Augen etwas kleiner. Wenn die Wellen das Haar, welches seegrün schillerte, über das Gesicht hinwarfen; so schlugen es die Hände sogleich wieder zurück. Die Haut war von einer blaßrothen Farbe.“

„Obgleich dieses Wesen von mehreren Personen in

\*) Der Freymüthige. Berlin 1817. Nr. 243 und 253.

\*) Von Bildungen Weidmanns Feyerabende. Marburg 1818. Bd. 4. Seite 146 — 147.

einer Entfernung von 20 Schritten fast anderthalb Stunden lang beobachtet ward: so ließ es sich doch schlechterdings nicht stören. Es ward von 4 bis 5 höchst zuverlässigen Personen gesehen. Eins der Art ward auch in derselben Gegend, vor 7 bis 8 Jahren, von einem Manne, der nahe bey diesem Orte ein Landgut hatte, bemerkt. <sup>\*)</sup>

„Auf der Insel Noirmoutier fanden einige Mädchen, die unweit des Meers Muscheln suchten, ein Meerweib zwischen einer Felsenspalte. Da die Mädchen es mißhandelten, stöhnte und ächzte es ganz, wie ein Mensch; dennoch gingen die unbesonnenen Mädchen so weit, daß sie diesem armen Geschöpfe eine Hand abschnitten, die ordentliche Finger hatte, zwischen welchen sich Schwimmhäute befanden. Ein Arzt, der herbeugerufen wurde, um diese Erscheinung näher zu untersuchen, fand ein weibliches Geschöpf, so dick, wie ein Mann, sehr vollbrüstigt und weiß von Haut, die jedoch so, wie die einer ertrunkenen Person war. Die Nase war platt, der Mund groß und das Kinn mit einer Art von Bart versehen, der aus Schaalen bestand. Ueberhaupt waren an dem ganzen Körper dergleichen Schaalenbüschel zu bemerken. — Ueberdies hatte jenes Geschöpf einen Schwanz, wie ein Fisch, an dem ein Fuß war.“ <sup>\*\*) —</sup>

„Im Hafen zu Melin, an der westlichen Küste

<sup>\*)</sup> Aus einem engl. Journale vom 30sten Juny 1809 im Museum des Wundervollen mitgetheilt. J. 1810. Nr. IX. 3. n. 32. p. 54.

<sup>\*\*)</sup> Museum des Wundervollen vom Jahre 1810. Nr. IX. 6. n. 4. p. 535.

Frankreichs, wurde 1812 im Meere, einen halben Flintenschuß von der Küste entfernt, von 5 Fischern ein Meerwensch gesehen. Dieses Geschöpf war wie ein Mensch gestaltet und hatte ein Menschengesicht; die Stirn war kahl, oben auf dem Kopfe war ein Haarbusch bemerkbar; Leib und Arme waren ebenfalls, wie bey einem Menschen. Er tauchte unter und ward seitdem nicht mehr gesehen. Aus Furcht wagte Niemand von denen, die es sahen, sich ihm zu nähern.“ <sup>\*)</sup>

„So legt auch in der Kentischen Zeitung ein gewisser Soupir einen weitläufigen Bericht über ein Meerweib oder eine Syrene nieder, die er, vereinigt mit einer ganzen Gesellschaft, welche mit ihm eine Lustseefahrt machte, am 7ten September 1812, südöstlich von Egmont, beobachtete. Ein sonderbarer Gesang, gleich den Tönen einer Aeolsharfe, machte die Gesellschaft auf das Seegegeschöpf aufmerksam. — Ein Schiffer warf dieser Syrene ein Stück eines gekochten Fisches vor, welches sie aß, und während dieser Zeit konnte die Gesellschaft sie desto besser betrachten. Der ovale Kopf bis zum Kinn glich in etwas dem eines Seekalbes, hatte aber viel Sanfteres und Interessantes in den Zügen; das Hinterhaupt war von Haaren bedeckt. Der vordere Körper schien mit feinen Haaren bedeckt zu seyn und seine Fleischfarbe führte wahrscheinlich zu der Idee, daß der Körper einer Syrene einem menschlichen ähnlich wäre.“ —

<sup>\*)</sup> Morgenblatt. Jahr 1812. Nr. 211. S. 488. und Bittner Tagebuch von 1812. October. S. 158 ff.

„Die beyden Arme endigten sich mit Händen, die 4 durch eine Schwimmhaut verbundene Finger hatte. Die Syrene bediente sich ihrer Arme mit vieler Leichtigkeit und ihre Bewegungen waren reizend. — Von der Mitte des Leibes endigte sich ihre Gestalt in einen Fischschwanz, der mit glänzenden Schuppen bedeckt war. Der Hinterleib war mit kleinen, runden fleischfarbigen Federn bedeckt. — Die Länge vom Kopfe bis zum Schwanz konnte ungefähr 5 Fuß halten.“

„Auch zu Torbay sahe man diese Syrene.“ \*)

„Ein ähnliches Geschöpf wurde im Jahre 1814 an der mittelschottländischen Seeküste von mehreren Personen gesehen. Es hatte blendend weiße Haut, rothe Wangen, lange braune Haare, die um die Schultern spielten. Der obere Theil des Armes war vollkommen, der untere ein wenig mager; die Hand glich einer Kinderhand.“ \*\*)

In den Vesebrüchten finde ich folgende merkwürdige Nachricht:

„Die Naturforscher haben bisher an dem Daseyn von Meermenschen gezweifelt; wir sind aber nun im Stande, heißt es im Galway Advertise, alle Zweifel der Skeptiker über dieses Doppelgeschlecht von Thieren niederzuschlagen; da wir kürzlich ein solches Thier auf dem Felsen von Derrigymla in Crisberg (Cunemora) sich zur Zeit der Ebbe sonnen gesehen haben. Es wurde zuerst von einem armen Weibe

entdeckt, die ein Thier, halb Weib, halb Fisch, — am Ende einem Delphin ähnlich, — nach dem Meere eilen sahe, das es, weil die Fluth noch nicht eingetreten war, nur mit Mühe erreichen konnte. Herr Thomas Evans zu Kleggan, ein bekannter Mann, war eben an der Küste angelangt, um noch sehen zu können, wie es sich ins Meer stürzte. Als es das Wasser erreicht hatte, verschwand es auf wenige Augenblicke, erschien aber darauf wieder ganz ruhig, und gab dem Herrn Evans Gelegenheit, dieses so lange bezweifelte Wesen zu untersuchen. — Es hatte die Größe eines wohlgewachsenen Kindes von 10 Jahren, einen Busen, wie ein Mädchen von 16 Jahren, üppiges dunkelbraunes Haar, große schwarze Augen, Hände und Arme von menschlicher Gestalt, mit einer durchsichtigen Schwimmhaut, welche den obern Theil der Finger verbindet, mit denen es öfters beschäftigt war, seine fliegenden Locken zurückzuwerfen, und sie gleichsam, wie mit einem Kämme in Ordnung zu bringen. Seinen Bewegungen im Wasser schien es hauptsächlich mit der Schwanzflosse die Richtung zu geben. — Beynahe eine Stunde blieb es in dieser Ruhe, ob es gleich über 300 Menschen sahe, bis eine Flinte auf dasselbe abgebrannt wurde, worauf es, so wie das Pulver auf der Pfanne aufblitzte, untertauchte und nicht mehr gesehen wurde. Herr Evans sagt: es schien ihm nicht, als besäße es die Fähigkeit, zu sprechen. Sein Blick war nichtsagend und geistlos, welches augenscheinlich Mangel an Vernunft anzeigt. Es ist sehr glaublich,

\*) Der Freymüthige. Jahrg. 1812. Nr. 189. S. 758.

\*\*) Der Freymüthige. Jahrg. 1814. Nr. 197. S. 783.

daß dieses Thier, als es sich zuerst sehen ließ, sich einen Platz aussuchte, seine Zungen zu werfen." — \*)

Hierher gehört auch folgende Notiz, die, wenn sie gehörig verbürgt wäre, durch fernere Nachforschungen zu den wünschenswertheften Resultaten führen könnte.

„Ein Correspondent des Herrn Karstene, Capitain der Brigg Medusa, hat so eben die Nachricht erhalten, daß man einen Wassermenschen, welcher an Körperbau fast einem gewöhnlichen Menschen ähnlich ist, aber unbekannte Töne von sich gibt, unverzüglich nach Paris bringen würde." — \*\*)

Es muß dieses wol nicht geschehen seyn, weil sonst mehr davon bekannt geworden seyn und die Naturforscher nähere Untersuchungen über diesen Thiermenschen daselbst angestellt haben würden. Die Ursache, warum man ein solches Geschöpf, deren man doch schon mehrere eingefangen zu haben scheint, noch nicht hat zur Schau ausstellen und in der Welt, wie andere lebendige Seethiere, als Seehunde u. s. w. herumführen können, scheint darin zu liegen, weil das Meerweib sich außerhalb seinem Elemente unglücklich fühlt und sich bald zu Tode gramt. —

Ich will unterdessen, bis Naturforscher uns nähere Aufschlüsse über dieses uns ähnliche Geschöpf geben,

\*) Eserfrüchte vom Gelbe der neuesten Literatur des In- und Auslandes. Jahrgang 1819. Bd. 4. S. 2. S. 191. Hamburg 1819. 8.

\*\*) Der Freymüthige. Jahrgang 1814. Nr. 214. S. 856.

hier die darüber ertheilten Nachrichten zusammenstellen und sie mit einander vergleichen; ob vielleicht etwas Bestimmtes über die Natur und Beschaffenheit desselben daraus hervorleuchte.

An dem Daseyn solcher Wassermenschen scheint nach allen jenen Vorfällen und Nachrichten aus alten und neuen Zeiten nicht länger gezweifelt werden zu können, und die Fischer und andere Menschen, welche Gelegenheit hatten dies Geschöpf näher zu betrachten, oder es gar einzufangen, — konnten es unmöglich mit einem Seefalbe, Lamontin, oder Sesaffen verwechseln. Haben denn alle diese Thiere langes Haupthaar, Hände, weiße Hautfarbe, rothe Wangen, Brüste und eine melodische Stimme zum Singen u. s. w.? Wenn wir nun die zerstreuten Nachrichten davon mit einander vergleichen, so leuchtet so viel daraus hervor, daß diese Geschöpfe halb Mensch und halb Fisch sind, und am Obertheile ihres Körpers die auffallendste Aehnlichkeit mit uns haben. Sie besitzen alle Theile und Glieder des Menschen, nur mit dem Unterschiede, daß sie statt der 5 Finger nur 4, oder 3 Finger und 1 Daumen haben, und daß erstere zufolge des einen Berichts, mit einer Schwimnhaut versehen sind; daher sie mit den Händen rudern und sich fortbewegen können. — Die Hautfarbe derselben ist blendend weiß oder fleischfarben, und die Wangen sind roth; sie haben starke Brüste und im Gesichte sanfte und angenehme Züge; jedoch ist die Nase breit und der Mund groß. — Das Haupthaar, das sehr lang ist, wird nach dem einen

Berichte als grünlich, nach dem andern aber als röthlich, auch als braun angegeben. Dieser Widerspruch thut aber der Wahrheit keinen Eintrag; denn das Haar des Menschen ist ja auch von sehr verschiedener Art und Farbe. Zuzufolge der einen Erzählung haben diese Wassermenschen eine schöne Stimme, welche auch schon die Alten ihren Syrenen beylegte; — nach der andern gleicht aber ihre Rede dem Geschnatter der Gänse. — Bey der Verwundung desselben glich die Stimme dem Weinen und Heulen eines Kindes. Alles dieses kann ganz wohl mit einander bestehen; denn ein anderes ist es, wenn man singt, ein anderes, wenn man weint und klagt, noch ein anderes, wenn man spricht. Zwar soll die Sprache dieses Geschöpfs, wenn es anders wirklich eine menschliche Sprache hat, woran ich noch zweifle, — dem Geschnatter einer Gans gleichen. Aber wäre sie deshalb eben schlechter, als die Sprachen der Vögel, die uns bald als das Geflügel der Vögel, bald als das Zischen der Schlangen, bald als das Gebälz der Thiere vorkommt? — Sonderbarer ist es, daß dies Geschöpf am Hinterleibe mit kleinen, runden, fleischfarbigen Federn bedeckt ist, die in einer andern Erzählung Schalenbüschel genannt werden. Am sonderbarsten scheint mir es aber zu seyn, daß die Syrenen immer als ein weibliches Wesen, als eine Wasserjungfrau, beschrieben werden, und daß nie vom männlichen Geschlechte bey ihnen die Rede ist. Sollte dies Geschöpf nur von einerley Geschlecht seyn? —

Aber wie könnte es sich denn fortpflanzen? Dieser Punkt bedarf noch einer nähern Aufklärung. \*)

Wenn die Geschichte, die uns der französische Philosoph de Maillet von Hull erzählt, und die ich in der Schrift: die Urwelt, mitgetheilt habe, Wahrheit wäre, so müßten auch männliche unter diesen Wesen seyn. Denn die Geschöpfe, welche sich auf den kleinen Schiffen befanden, hatten lange Bärte, das Abzeichen des männlichen Geschlechts. — Jedoch erzählt uns eine andere Nachricht, daß das Kinn derselben mit einer Art von Bart versehen sey, der aus Schalen bestehe, die in einem andern Berichte kleine runde Federn genannt werden. — Auch hat man ja Beyspiele, daß selbst Frauenzimmer starke lange Bärte gehabt haben, wovon uns die Curiositäten eine Abbildung liefern. — Wahrscheinlich ist aber der Bericht, den uns Maillet aus dem Protokoll der Admiralität zu Hull mitgetheilt hat, ein Märchen, das aus mehreren Schiffernachrichten und Vorfällen zusammengeſetzt worden. Denn die Beschreibung der kleinen Schiffe und des Fischfangs-Apparats dieser Meermenschen gleicht ganz denen der Grönländer und Esquimaux, — die wir jetzt besser kennen, als vor 100 und mehreren Jahren. Es waren also keine Syrenen.

Auch noch aus andern Gründen muß man diese Nachricht von der Existenz einer ganzen Flotte von Meermen-

\*) Die folgende Abhandlung wird hierüber nähere Aufschlüsse geben, und ein Beispiel von männlichen Geschöpfen dieser Art anführen.

sehen bezweifeln. Denn wenn diese Geschöpfe gleich große Aehnlichkeit mit uns in manchem Betrachte verrathen, so darf man ihnen doch wol nicht so viel Verstand zutrauen, daß sie Schiffe bauen, ja, eine ganze Flotte ausrüsten könnten. Dazu gehört schon mehr. Sie scheinen, wie aus allen Umständen hervorleuchtet, eine Stufe niedriger, als der Mensch, zu stehen, und das zu seyn für das Meer, was der Affe für das feste Land ist. Um Schiffe zu bauen, müßten sie sich zugleich auf dem trocknen Lande von Zeit zu Zeit aufhalten; auf diesem können sie aber nicht fort. — Woher erhielten sie auch Werkzeuge zur Verfertigung des Zimmerwerks an einem Schiffe, und wer verschaffte ihnen die großen Fischknochen und das Leder von Seehunden, da sie dem Anscheine nach keine Waffen haben, um solche Thiere anzugreifen, zu tödten, abzugiehen, und ihre Haut zu anderweitigem Gebrauche zuzubereiten? Woher erhielten sie den Apparat zum Fischefange, oder wer lehrte sie solchen zu verfertigen? — Lauter Fragen, die schwerlich befriedigend beantwortet werden können. Zwar haben auch die Thiere sehr wunderbare Kunsttriebe und Fertigkeiten; die Biber und Castore fällen mit ihren Zähnen dicke Bäume und führen hohe Dämme und Mauern auf, wobey sie ihren Schwanz als eine Maurerkelle gebrauchen, und verfertigen sich künstliche Wohnungen unter und über der Erde, wenn man sie nicht in ihren Anlagen stört. Aber Schiffe zu bauen scheint doch über die Kräfte und den Verstand eines Thiers zu gehen. —

Die Erzählung von Maillet, die er zu Hull im Kr-

chive der Stadt fand, scheint aus zwey ganz verschiedenen Begebenheiten und Vorfällen zusammengesetzt zu seyn; nemlich aus der Erscheinung einer Flotte von Grönländern, und aus der nachherigen Entdeckung einer Syrene. — Auf die Flotille der Erstern machten die Engländer Jagd und erbeuteten eines ihrer kleinen Schiffe, weil es ein zerbrochenes Ruder hatte, und der Schiffer sich nicht so geschwind, wie die andern in ihren leichten, schnell rubernden kleinen Booten, retten konnte, die sich im Nebel verloren. Die Schiffsmannschaft brachte dieses Schiffchen als eine Seltenheit mit nach Hause, so, wie die Syrene, die man gleichfalls einfing. Aus beyden Umständen, die in keiner weitem Verbindung mit einander standen, machten die Schiffer, welche sich gern wunderbarer Begebenheiten rühmen, Eine Geschichte, und gaben sie zu Protokoll. —

Vielleicht waren aber die Engländer selbst die Betrogenen, ohne es zu wissen, und dann hängt die Sache so zusammen. Es läßt sich nemlich der mögliche Fall denken, daß, nachdem die Grönländer entflohen, nicht aber untergetaucht waren, eine Syrene sich eines verlassenen, mit einem zerbrochenen Ruder versehenen Bootes bemächtigt habe, weil sie den Gebrauch desselben von den Menschen gelernt hatte, oder weil sie Fische darin witterte. — Als sie sich von den Englischen Chaluppen umgeben und angegriffen sahe, suchte sie sich, wie gewöhnlich, durch Untertauchen zu retten. Da aber ein solches Schiff wegen seiner Leichtigkeit und weil das Wasser nicht hineindringen kann, nicht unterzusinken vermag; so kam

es immer wieder auf die Oberfläche des Wassers empor. Vielleicht hatte sich auch der Meermensch mit den Riemen daran befestigt, oder darin verwickelt, ohne sich der Gefangenschaft entziehen zu können; und so mußte er sich denn nach 4stündigem langen Widerstreben gefangen geben, und wurde mit seiner Barke als ein Wunder der Natur nach England gebracht. Es ging mit diesem Fange eben so zu, wie mit dem in Schottland, wo ein Schottländer ein solches Wesen erst schwer durch einen Schuß verwundete, und nachdem es sich verblütet hatte, durch Hülfe seines großen Jagdhundes und eines Fischernezes einsing und mit vieler Mühe in sein Boot hineinzog. —

Daß jenes Boot, welches zu Hull noch vorgezeigt wird, ein wirklich grönländisches Schiffchen sey, erhellet auch noch daraus, weil sich in der Kunstkammer zu Dresden ein, jenem ganz ähnliches befindet, dessen Beschaffenheit mit der des von Maillet beschriebenen vollkommen übereinstimmt. Ich will hierüber noch einen kurzen Bericht des Herrn Ober-Amts-Advocaten Peschke zu Bittau in der Oberlausitz, dem ich auch einige von jenen vorhin erzählten Notizen verdanke, hier mittheilen. Er lautet so:

„Die von Ihnen aus dem Französischen mitgetheilte Nachricht, von der Erscheinung auf dem Meere zwischen England und Grönland kann im Ganzen wahr seyn; nur überzeuge ich mich noch nicht, daß jene Menschen in den kleinen Chaluppen Wassermenschen gewesen sind. Nur die Schuppen machen sie anscheinlich dazu. Die Beschreibung des Rahns und der ganzen Vorrichtung dabei

erinnert mich allzusehr an den ächten grönländischen Fischfang-Rahn, der im Dresdner Naturalien-Cabinette im Zwinger-Gebäude aufbewahrt wird. Dieser Rahn ist ebenfalls 4 — 5 Ellen lang, in der Mitte etwa nur 1 Elle breit, und läuft, gleich einem Weberschiffchen, auf beyden Enden ganz eng und spitzig zu; er ist ebenfalls mit Seehundsfellen überzogen, hat bloß in der Mitte eine runde Oeffnung, die im Diameter etwa eine halbe Elle hat, und hierin sitzt der einzige Mensch, den so ein Fahrzeug tragen kann, wenn er auf den Fischfang ausgefährt. Der untere Leib und die Beine sind also unsichtbar und nur der obere Körper ist zu sehen. Damit kein Wasser eindringe, wird der Körper mit der Rahnoeffnung enge in Verbindung gebracht. Angel, Ruder und Fischerwerkzeug von Fischknochen, sind ebenfalls in ächten Exemplaren beygefügt. Zur Probe hat man diesen Rahn auch überdies nachgebildet, eine Puppe in Gestalt eines Grönländers hineingesetzt und an der Decke in die Schweben gehangen. — Ich kann mir ganz eben so den von Maillet erwähnten Fischfänger zu Hull sehr gut denken. — Da jenes englische Schiff eben auf Grönland zugesegelte, und dieses damals noch wenig bekannt war, (denn erst 1728 schickte der König von Dänemark eine Colonie dahin); so können jene Figuren in den kleinen seehundenen einmännigen Rähnen allerdings Grönländer gewesen seyn.“ —

Ich bin jetzt selbst der Meynung des Herrn Verfassers dieses Berichts, und kann ihm nicht anders, als sehr verbunden seyn für diese neue Aufklärung in einer



bis jetzt dunkeln und unglaublich scheinenden Sache. Nur durch solche gemeinschaftliche, unablässige Bemühungen und Nachforschungen kann endlich einiges Licht über die Naturwissenschaft verbreitet werden, die noch immer ihre Nachtseite hat. —

Auch andere Nachrichten von Syrenen machen das Daseyn derselben sehr verdächtig, wie z. B. folgende. „Die in den indischen Seen gefangene und aus öffentlichen Blättern bereits bekannte Seejungfer befindet sich nunmehr in einem hiesigen Museum, (zu London) genannt the Surgeons-Hall, ist ungefähr 8 Fuß lang und hat eine große Aehnlichkeit mit dem Seekalbe. — Die Flossfedern enden sich einwärts, wie eine menschliche Hand; die Brüste (es ist ein Weibchen) sind sehr hervorragend und das Säugen seiner Jungen, so, wie die aufrechte Stellung des Körpers, müssen aller Wahrscheinlichkeit nach die Veranlassung zu den vielen, von dem Thiere erzählten Märchen gegeben haben. — Das Gesicht hat nicht die mindeste Aehnlichkeit mit einem menschlichen, und die angeblichen langen Haare fehlen gänzlich.“ \*) Allein dies ist noch kein Beweis gegen die Existenz der Wassermenschen; denn aus allen angeführten Umständen erhellet, daß dies Geschöpf keine wirkliche Syrene ist. Eben so wenig kann folgende Nachricht das Daseyn derselben widerlegen.

„Capitain Scoresby, der in seiner Beschreibung der Polar-Gegenden so manche naturhistorische Beobach-

tung mitgetheilt hat, macht besonders von den Seethieren jener öden Regionen eine Darstellung, welche die Phantasie ergreift. Er spricht von der Aehnlichkeit einiger Amphibien, des Wallrosses und Seekälbes, mit der menschlichen Gestalt, als wirklich stattfindend. — Diese Thiere heben ihre runden Köpfe über die Wasseroberfläche empor, und betrachten mit ihren wasserhellen, glanzlosen Augen die vorüberfliehenden oder segelnden Fahrzeuge, so, daß der Menschen-entwöhnte Schiffer wol leicht versucht werden kann, das garstige Gebilde auf der öden, nur von Eisschollen umgränzten Wasseroberfläche für Zauberthiere, Syrenen und Meermänner zu halten. Scoresby und sein Schiffswundarzt sahen einige solcher Köpfe sich über die Wellen recken, und gestanden selbst ein, daß sie Menschengestalten ähnlich gewesen.“ — \*) Auch dieses kann man zugeben, ohne daß dadurch das Daseyn der Wassermenschen widerlegt wird. Es gibt ja viele Seethiere, die mehr oder weniger Aehnlichkeit mit der menschlichen Gestalt haben, und die Natur scheint gleichsam ihr Spiel im Wasser damit zu treiben.

Anderer Nachrichten lauten dagegen sehr günstig für die Syrenen.

„Nach einer Nachricht des Missionairs Dr. Philipp, vom Vorgebirge der guten Hoffnung, hat er in der Capstadt ein sogenanntes Meerfräulein gesehen, dessen Existenz man immer bezweifelt hat.“ — \*\*) Allein

\*) Morgenblatt, vom 3. 1821. Nr. 118. S. 472.

\*\*) Hamburger Correspondent. 1822. Nr. 118.

\*) Magdeburger Zeitung von 1821. Nr. 53. Beilage.

der Herr Professor Lichtenstein hat zu Berlin in einer ausführlichen Abhandlung die Unächtheit des Exemplars dieser neuerlich bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung gefundenen Meerjungfer (sie soll bey den Molukken gefangen seyn) dargethan und wahrscheinlich gemacht, daß es eine künstliche Zusammensetzung irgend eines Speculanten sey, wie solches früher mit der siebenköpfigen Hyder in Holland der Fall war." \*)

„Während dessen ist nun dies Geschöpf in England selbst angekommen, und soll, nach den zum Theil etwas verdächtigen Nachrichten in den englischen Blättern vor 10 — 15 Jahren in den chinesischen Gewässern gefangen, dann gefalzen und geräuchert worden seyn, weil die Eingebornen der Molukken keine bessere Art der Aufbewahrung kannten. Sie soll von dort nach Batavia und von Batavia nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung gebracht worden seyn, wo sie für 5000 Dollars an den jetzigen Eigener, einen Schiffscapitain verkauft wurde. Der obere Theil, besonders das Gesicht, hat eine große Aehnlichkeit mit dem menschlichen; da der Körper aber sehr schlecht erhalten ist, so erscheinen die Gesichtszüge sehr verzerrt. — Die ganze Länge des Körpers in seinem jetzigen zusammengeschrumpften Zustande beträgt 2 Fuß 10 Zoll, und die Breite von einer Schulter zur andern  $7\frac{1}{2}$  Zoll. Die Stirn ist größer als die menschliche und besonders rund. Von den Kopshaaren ist nur wenig noch übrig; dies wenige aber ist von einer glänzenden

\*) Hamburger Correspondent. 1822. Nr. 137.

dunkelbraunen Farbe und dem Haare des Menschen ungleich ähnlich. — Die Augen sind groß und hervorragend, die Nase weit hervorragender, als die der meisten Hottentotten. — Der Mund ist nicht so hervorstehend, wie bey dem Affen. Die Zähne gleichen denen eines Seehundes. Der Hals und der Rücken sind wohl geformt, und letzter unterscheidet sich von dem menschlichen fast gar nicht. — Die Ohren sind klein, und die Schlüsselbeine wie bey dem Menschen. Die Hände, Gelenke, Finger, Daumen, Nägel sind den menschlichen ganz gleich. — Dicht unter der Brust sind die Fischschuppen und zwey Brustfloßfedern, von denen das Thier sieben besitzt, sichtbar. Der untere Theil gleicht dem eines Lachses." \*) — Dies alles macht schon die Sache verdächtig.

Auch Link erklärt in seiner Urwelt die Meermenschen für bloße Fabel und Täuschung, und zieht sogar ein gerichtliches Zeugniß, welches, wie Pontoppidan erzählt, 3 Matrosen vor dem Bürgermeister von Helsingör, Busfäus, ablegten, in Zweifel, worin sie versichern, einen Meermann mit einem Barte eine Viertelstunde aufgerichtet im Meere betrachtet zu haben. Er hält dieses für eben eine solche Fabel, wie das gerichtliche Zeugniß desselben von einer großen Seeschlange, deren Daseyn doch durch neuere Berichte aus Amerika immer mehr sich bestätigt, wenn auch die Sache hier und da übertrieben wird. Plinius Ausspruch, auf den sich Pontoppidan beruft, daß man im Meere alles wiederfinde, was die Na-

\*) Hamburger Correspondent. 1822. Nr. 162.

tur auf dem Lande erzeuge, ist nicht unwahr oder zu bezweifeln. Gibt es nicht Seelöwen-, Hunde-, Kälber-, Kühe-, Pferde-, Affen-, ja See-Elefanten? Warum soll die Natur, die offenbar mit den Landthieren ihr Spiel im Wasser treibt, (daher vielleicht die Alten alle Thiere und Menschen aus dem Wasser entstehen oder aus dem Meere hervorgehen ließen) nicht auch ein menschenähnliches Geschöpf in der See erzeugt haben, da sie es zu Lande mit den Affen, deren Geschlecht so mannigfaltig ist, gethan hat? — Die vielen wunderbar gestalteten Seethiere, welche Aehnlichkeit mit dem menschlichen Körper haben, sind ein Beweis davon. Und sollte denn nicht eins darunter seyn, das dem Menschen am meisten gleiche, wie der Drang-Utang unter den Affen? Darin finde ich durchaus keinen Widerspruch. Und solches zu glauben ist noch kein Beweis von Aberglauben und Leichtgläubigkeit.

Das Zeugniß von Pontoppidan von einem Meer:manne mit einem Barte, ist zugleich ein Beweis davon, daß es auch Männchen unter dieser Art von Geschöpfen gibt, wie nicht anders, als zu erwarten war, und woran oben aus Mangel an Nachrichten noch in etwas gezweifelt wurde. Es muß dieser Mangel an Nachrichten daher rühren, daß der männlichen Geschöpfe dieser Art weniger sind, als der weiblichen, oder daß sie sich nur seltener sehen lassen, als diese. Aber ihr Daseyn ist wol kaum zu leugnen, wie hoffentlich die Zeit lehren wird. Mit der in England angekommenen Seejungfer scheint es indessen Betrug zu seyn. In der Morning Chronicle wird sie für das Nachwerk eines Chinesen oder Japa-

neseu und für eine Zusammensetzung aus einem Fische und dem Obertheile eines alten Weibes erklärt, welche mit einem künstlichen Skelett versehen und dann in den Rauch gehängt worden ist, um die ganze Betrügerey weniger bemerkbar zu machen. — Das Urtheil, welches Lichtenstein gleich anfangs über dieses Produkt fällt, hat sich sonach bestätigt \*)

---

\*) Hamburger Correspondent, 1822. Nr. 177.

## IV.

## Nachtrag zu den Notizen über die Syrenen.

Ich hatte meinen Aufsatz über die Syrenen bereits geendigt, als ich von dem Herrn Ober-Amts-Advocat Pescheck zu Bittau abermals einige interessante Beiträge über diesen Gegenstand erhielt, die von seinem rühmlichen Forschen nach Wahrheit und von seiner Belesenheit zeugen, und die ich meinen Lesern nicht vorenthalten will. Es wird dadurch die Existenz der Wassermenschen noch mehr ins Licht gesetzt, besonders durch den merkwürdigen Bericht des ehrlichen deutschen Reisebeschreibers, Joh. Schmidt, aus dem 17ten Jahrhunderte, aus dessen Munde die Wahrheit spricht. Und da immer mehr Zeugen für die Sache auftreten, so kann sie wol nicht ganz geleugnet werden.

Jedoch leuchtet aus allen diesen Nachrichten so viel hervor, daß es noch mehr menschenähnliche Geschöpfe in der See geben muß, als die Syrenen, und daß jene oft mit diesen verwechselt werden; daß aber letztere eine ganz eigene Art von Geschöpfen sind, welche dem menschlichen

Körper an Bildung am nächsten kommen. Der Herr Verfasser dieser Notizen führt mehrere solcher Thiere an, die man für Syrenen ausgab, aber doch keine waren. Auch werden Seelöwen, Seekälber, Meeraffen u. s. w. oft dafür angesehen. Vermuthlich hatte es mit dem menschenähnlichen Thiere ohne Haupthaar, welches man vor kurzem im Mayn bemerkte und geschossen haben will, dieselbe Bewandniß. Es soll ein Seelöwe gewesen seyn, der sich aus der Nordsee dahin verirrt habe. Eine Syrene kann es schon um deswillen nicht gewesen seyn, weil es schwarz und ohne Haupthaar war; die erstern aber weiß oder fleischfarbig sind und langes Haar haben. Ich bemerke hierbey noch zugleich, daß durch des Capitain Schmidt Erzählung meine Behauptung, die ich im vorigen Aufsatz äußerte, bestätigt wird: daß nemlich die Syrene, welche die Engländer einfingen, sich eines mit einem zerbrochenen Ruder versehenen, oder verlassenem Grönländischen Kahns bemächtigt habe und darin gefangen sey, wodurch jene auf die Meynung kamen, die ganze Grönländische Flotte sey mit Syrenen besetzt gewesen. Denn nach Schmidts Berichte bezeugte sich die Syrene, welche er beschreibt, sehr muthig und unerschrocken, wollte durchaus sein Schiff besteigen, und konnte nur mit Prügeln davon abgewehrt werden. —

Jedoch, ich will den Herrn Verfasser selbst reden lassen, wodurch das, was ich gesagt habe, bestätigt werden wird.

„Die Erzählung von der Syrene in der Gegend von Sandside an der Schottländischen Küste, die ich Ihnen

in meinem letzten Briefe aus dem Museum des Wunder-  
vollen ausführlich mittheilte, ist auch schon im Freymü-  
thigen 1809. Nr. 207. S. 828. erwähnt, und zwar auf  
folgende Weise:

„Aus England. Es ist sonderbar, daß die aus der  
Naturgeschichte schon längst verbannten Meeremänner  
und Meerweiber in England seit kurzem wieder so oft  
zur Sprache kommen. Noch in den Blättern vom 5ten  
und 7ten Septbr. (1809) werden zwey der letztern auf-  
geführt, die man an der Nordküste von Schottland beob-  
achtet haben will.“

„Zu Neay-Manse an der nördlichen Küste von  
Schottland, sahe eine Prediger Tochter, Miß Mackey,  
am 12ten Januar 1809 um Mittag, als sie am Strand  
spazirte, bey hellem Sonnenlichte aus den bewegten Wel-  
len den Kopf eines Meerweibes hervorkommen. Das  
Gesicht desselben schien plump und rund, Augen und  
Nase waren klein, die erstern von einer grünlichen Farbe,  
der Mund aber groß. Vorderkopf, Nase und Kinn wa-  
ren weiß, die Seiten des Gesichts aber von einer hellro-  
then Farbe. Der Kopf war sehr rund, das Haar dick,  
lang und glänzend, und da dieses sehr oft von den Wel-  
len ihm über das Gesicht geworfen wurde, so schlug es  
dasselbe zu wiederholtenmalen mit den Händen zurück  
und rieb sich die Kehle. — Diese war dünn, so, wie  
auch die Hände und Finger, an welchen keine Schwimm-  
haut zu sehen war. — Zuweilen legte es die rechte  
Hand unter das Kinn und schwamm in dieser Stellung

weiter. Diese Beobachtung war nur in einer Entfernung  
von einigen Schritten angestellt.“ —

„Bey dieser Gelegenheit machte der Doctor Tur-  
rence einen Brief von einem Schulmeister zu Thurso,  
Namens William Monro bekannt. Dieser Mann be-  
hauptet, daß er einmal vor 12 Jahren ebenfalls zu Neay,  
an der Küste der Sandside-Bay, also fast in derselben  
Gegend, wo Miß Mackey ihr Meerweibchen sahe, nahe  
an dem Sandside-Vorlande ein nackendes weibliches We-  
sen auf einer Klippe im Meere hätte sitzen sehen, in einer  
Stellung, als kämme es sein Haar, das um dessen  
Schultern herabfiel und von einer hellbraunen Farbe war.  
Mit demselben war auch dessen Haupt ganz bedeckt, wo  
es sich scheitelte; der Vorderkopf war rund, das Gesicht  
plump, die Wangen röthlich, die Augen blau, Mund  
und Lippen von natürlicher Form, so, daß dieses Wesen  
einem Menschen höchst ähnlich war. Auch die Brüste  
und der Unterleib, die Arme und die Finger waren so,  
wie sie bey einem ganz ausgewachsenen Menschenkörper  
weiblichen Geschlechts zu seyn pflegen. Die Finger schie-  
nen mit keiner Schwimmhaut versehen zu seyn.“ —

„Dieses Meerweib blieb 3 — 4 Minuten, nachdem  
er es erblickt hatte, auf dem Felsen beschäftigt, ihr lan-  
ges, dickes Haar mit den Fingern zu kämmen, und  
sprang dann in die See, von wo es nicht wieder zum  
Vorscheine kam. Herr William Monro sahe diese Er-  
scheinung ebenfalls aus der Nähe und beym hellsten Son-  
nenscheine. Das Meerweib schien ihn, sobald als er  
ihrer ansichtig wurde, auch zu bemerken, und richtete ihre

Augen nach der Höhe, wo er stand. Schließlich bezeugt er übrigens, er habe vordem nie an Meerweibchen geglaubt, bis er sich selbst durch den Augenschein von deren Daseyn überzeugt habe."

„Es scheint also, setzt der Herr Einsender hinzu, diese Sandfider Syrene von verschiedenen Personen und zu verschiedenenmalen beobachtet worden zu seyn, und die Beschreibung dieses Wesens ist so ziemlich übereinstimmend."

Der Freymüthige (vom J. 1819. Nr. 209. S. 836.) erwähnt der abermaligen Beobachtung eines Meerweibes mit folgenden Worten:

„Das Daseyn von Seejungfern beweiset sich vor neuem. Unlängst wurde ein Meerfräulein, auf dem Felsen von Derryginia in Erresberg (Cunnemore) sich sonnend, bemerkt. Ein Weib gewahrte dasselbe und erschrad so, daß sie seitdem das Bette hüten muß. Auf das Geschrey des Weibes eilte ein Herr Evans herbey, und dieser beobachtete Folgendes:

„Das Meerfräulein hatte ungefähr die Größe eines 10jährigen Mädchens; der Busen war groß und voll, und langes dunkelbraunes Haar ringelte sich um den Oberleib. Die Wasserschöne hatte schwarze Augen, menschliche Hände und Arme, nur die Finger waren mit einer Schwimmhaut versehen. — Ihre Bewegungen im Wasser schienen vorzüglich durch Flossfedern geleitet. Eine Stunde lang blieb sie ruhig vor mehr als 300 Personen. Endlich als man darnach schießen wollte, tauchte sie unter und verschwand. Töne hörte man nicht von diesem Ge-

schöpfe. Man hofft, sie mit Netzen zu fangen. Eidliche Aussagen von der Erscheinung dieses Wesens wurden niedergelegt."

„So syrenenartig, bemerkt Herr Pescheck, auch diese beyden so eben geschilderten Wesen beschrieben worden sind; so muß man sich doch allerdings wundern, daß die Beendigung des untern Körpers in einen Fisch, oder Fischschwanz, durchaus nicht erwähnt worden ist. Wenn diese Syrenen außerhalb des Wassers auf einer Klippe gefressen haben, so mußte man dies doch deutlich unterscheiden können." — \*)

„Im Morgenblatte (vom Jahr 1819. Nr. 260 — 261.) ist ebenfalls einer Syrene Erwähnung gethan, die ein junger Schiffs-Capitain sammt seiner Schiffsmannschaft auf der Höhe zwischen St. Marguerita in Westindien gesehen haben will. Sie ist folgendermaßen geschildert:

„Sie sahe aus wie ein 16jähriges Mädchen, mit runden Armen und einem schönen weißen Busen. Sie hatte weiße glänzende Zähne, endigte sich aber unterwärts in einen schuppigten Fischschwanz, der sich in zwey Hälften zu theilen schien. Sie schwamm mit Anstande auf der Oberfläche des Wassers hin, betrachtete, wie es schien, das Schiff, tauchte aber unter und verschwand gänzlich, als man darauf schoß.

\*) Daß diese Syrene wirklich einen Fischschwanz gehabt habe, leuchtet aus einem andern Berichte im Galway advertiser hervor, der im vorhergehenden Aufsatze aus den Befesrächten schon mitgetheilt ist.

„In dieser, im Morgenblatte mitgetheilten Erzählung, die mehr wider, als für sie spricht, ist auch erwähnt, daß man in dem Naturalien-Cabinette zu Venedig 2 Paar Meerweibchen, von nicht viel über 2 Fuß Länge, in natura zeige. Sie sind aber, (insofern nicht die ganze Erzählung im Morgenblatte erdichtet und ein bloßer Scherz ist —) bloß durch Kunst zu Syrenen gemacht worden, und aus einer gewissen Art Fische äußerst nett und natürlich fabricirt. —“

„Erst neuerlich sahe ich selbst (der Referent) in einem aus Salzburg hierhergebrachten, sehr schönen und ziemlich vollständigen Conchylien- und Naturalien-Cabinette, das für Geld gezeigt wurde, eine Seejungfrau, deren Kopf mit einem menschlichen Gesichte viele Aehnlichkeit hatte. Diese war auf jeden Fall ein ächtes, ehemals lebend gewesenes Seegeschöpf, hatte aber in der übrigen Form mit den oft beschriebenen Syrenen keine Aehnlichkeit. Wie diese Geschöpfe in der Naturgeschichte eigentlich heißen, weiß ich nicht. Sie endigte sich an den Schultern in Flossen, und wenn ich nicht irre, auch unter der Brust, und hatte ein scheußliches Gesicht, dessen Anblick man unmöglich lange ertragen konnte. Alles war ausgestopft und sehr zusammengeschrumpft. Raget dieser Geschöpf bloß mit dem Kopfe und den Schultern aus dem Wasser hervor; so kann es leicht für eine Syrene gehalten werden. Es muß aber grausend und schauerhaft seyn, das edle Menschenantlitz auf so eine widerliche thierische Art nachgedrückt in Lebensthätigkeit zu erblicken. —“

„Ein völlig glaubhafter Mann hat mir versichert, in den Jahren zwischen 1760 — 70 hier in Bittau in einem herumgeführten Naturalien-Cabinette zwey sogenannte Syrenen, Männchen und Weibchen, ausgetrocknet oder ausgestopft gesehen zu haben; über deren Aechtheit er jedoch nach so langer Zeit, nicht mehr urtheilen konnte. Sie waren etwa eine Elle hoch und halb Fisch und halb Mensch gewesen, wie sie gewöhnlich abgebildet sind, hatten ein menschliches Angesicht, auf dem Kopfe aber eine Erhöhung gehabt. Ihr Körper hatte zwar eine Art Arme, aber durchaus keine Ellenbogen, und die Finger waren mit Schwimmhäuten versehen. — Die ganze Figur sahe bräunlich aus und war vertrocknet und zusammengeschrumpft. Mehr konnte ich nicht erfahren.“

Ich setze hier noch folgende Bemerkung zu den Worten des Herrn Verfassers hinzu. Man sieht aus allen diesen angeführten Beyspielen von menschenähnlichen Geschöpfen im Meere, daß die Natur bey der Menschenbildung erst gleichsam mancherley Vorbereitungen machte, ehe sie die wahre, edelste und vollkommenste Menschenform schuf. — Man lernt ferner daraus, daß nicht bloß Landthiere, als die Affen und Orang-Outangs, sondern auch Wassergeschöpfe, als die Syrenen, den Uebergang vom Thiere zum Menschen machen. Ja, die Naturgeschichte lehrt, daß selbst unter dem wirklichen Menschengeschlechte eine große Mannigfaltigkeit statt findet, und nicht alle Menschen in einerley Form gegossen sind; was man auch dagegen einwenden mag, und wenn auch Fabeln und Märchen hierbey mit unterlaufen. — Der

weiße Stamm scheint aber, wenigstens nach unserm Geschmacke, das höchste Ideal der menschlichen Bildung und Vollkommenheit zu seyn; doch stehen uns die Südsee-Indianer hierin wenig nach. Zugleich findet überall in der Natur ein allmählicher Uebergang von einer Classe von Geschöpfen zur andern statt. So, wie die Thierpflanze den Uebergang zum Thiere, der fliegende Fisch zum Vogel, der Wallfisch zum Säugethiere, das Schnabelthier zum vierfüßigen, die Fledermaus, der Vampir und das fliegende Eichhörnchen zu den Vögeln, und das Amphibium zu den Landthieren macht; so enthält auch sowohl das Wasser, als der feste Boden, Geschöpfe, die sehr nahe an den Menschen gränzen und den Uebergang zu ihm machen; nemlich die Affen, und noch mehr die Syrenen, die, wenn sie sich nicht in einen Fischschwanz endigten und eine menschliche Sprache hätten, völlige Menschen seyn würden.

Ich lasse nun den Herrn Referent weiter reden.

„Alle diese bisherigen Mittheilungen von lebendigen Syrenen beziehen sich auf Erfahrungen, die in neueren Zeiten gemacht wurden. Nun aber will ich einen Vorfall erzählen, der auf eine äußerst unbefangene und glaubwürdige Art schon vor ein Paar Jahrhunderten mitgetheilt worden ist. Der Verfasser der zu Frankfurt 1655 in Folio edirten: *Neuen Welt und amerikanischen Historien*, Johann Ludwig Gottfried, der die Resultate von 38 vorzüglichen Schifffahrten und Entdeckungstreifen nach Westindien von Columbus an, berichtet, erzählt von S. 186. an, die Fahrt des Schiffs-Capitains Johann

Schmidt, nach Nova-Albion. Dieser Schmidt erwähnt (S. 192.) einer Syrene, die er in eigener Person beobachtet hat, mit folgenden Worten:

„Allhier kann ich mit Stillschweigen nicht übergehen, die wunderliche Creatur, welche ich anno 1610 selber hab gesehen. Dann als ich einmal des Morgens sehr frühe an dem Ufer, nahe bey dem Meerhasen St. Johannis (zu Trepassen in West-Indien) stunde, kam ein Meerwunder mit großer Geschwindigkeit dahero geschwommen; es war aber sehr schön, sehr gleich einer Jungfrauen an Angesicht, Augen, Nase, Ohren, Mund, Hals und Stirn, hatte auch Haar, welches nicht ausfiel, und ihm über die Schultern herabhangen. Und wie mich dachte: so waren es rechte Haar, dann ich solches Meerwunder mit meinem Diener, so noch lebet, lang und wol hab angesehen. Als es aber noch eines langen Spießes weit von uns war, erschrak ich so sehr, daß ich zurückwiche; welches, als es solche Creatur sahe, fuhr es hinüber in das Wasser, und kam bald wieder herfür, begab sich auch an den Ort, da ich zu Land war ankommen. Da hab ich es von weiten noch ein wenig angesehen, und hat mich bedunkelt, es' sehe von oben herab bis auf den Nabel einem Menschen gleich, aber von dem Nabel an bis an den Fuß einem Fisch; wie es aber auf der andern Seyten, oder von hinten, vom Hals bis an den Nabel, aussahe, habe nicht gesehen.“

„Eben dieses Wunderthier ist kurz darauf kommen zu dem Schiff, darinnen war Wilhelm Jacobbridge,



zu der Zeit mein Diener, jehunder Capitain in dem mor-  
genländischen Indien, und als es gar an das Schiff  
kommen, hat es sich mit aller Gewalt understanden, in  
das Schiff hinein zu steigen; daruber dann diejenige, so  
im Schiff waren, so bestürzt worden, und haben mit  
langen Brügeln auf solches Meerwunder zugeschlagen,  
daß es wieder in das Wasser hinein sich hat begeben.  
Es ist auch dieses Meerwunder noch zu zweyen andern  
Schiffen kommen, darüber dann die Schiffleute also seyn  
erschrocken, daß sie sich aus dem Schiffe zu Land be-  
geben haben.“ —

„Weile nun viel von den Meerwundern und Syre-  
nen unterschiedlich wird geschrieben, hab ich dieses allhier  
auch anzeigen und melden wollen, als der ich es selbst  
samt vielen andern hab gesehen. Ob aber eben dieses  
Wunderthier allhier ein Syren, oder etwas anders sey  
gewesen, will ich andere darüber disputiren lassen.“ —

Wahrlich, setzt der Herr Referent hinzu, offener,  
ehrlicher und treuherziger kann wol keine Erzählung von  
unbefangener Beobachtung einer Syrene gegeben worden  
seyn. Weil der Beobachter weiß, daß man über das  
Daseyn solcher Wesen streitet, will er sein Scherflein zur  
Erläuterung auch dazu geben, erzählt simpel das Gesche-  
hene, und läßt nun andere darüber urtheilen. Sollte  
Schmidt auch durch seine Sinne selbst getäuscht worden  
seyn, so will er doch gewiß keinen Andern täuschen! —

„In eben dieser Gottfriedschen Neuen Welt wird  
(im 3ten Th. von S. 631. an), die höchst mühselige und  
ganz gefährliche Reise des Seeverständigen Capitains,

Herrn Johann Münck, die er nach der Hudsonsbay  
1619 und 1620 gemacht hat, beschrieben.“

„S. 636. wird daselbst gesagt, daß die Fahrt nach  
Grönland allezeit gefährlich gewesen sey. Dies wird  
besonders drey grönländischen Meerwundern zur Last ge-  
legt, die der Beschreibung nach ebenfalls Syrenen oder  
etwas Aehnliches gewesen seyn mögen. Die Beschrei-  
bung lautet nemlich folgendermaßen:

„So hat es in der Isländischen Chronik ein Capi-  
tel, dessen Titel ist: Verzeichnuß von Grönland, aus  
einem alten Buch, genannt Speculum Regale. Man  
hat, stehet darin, vor Zeiten in den grönländischen Meer  
drey große schreckliche Meerwunder gesehen; das erste ist  
von den Norwegern H a s t r a m b. genennet worden, das  
sich auf dem Meer mit halben Leib herfürthate; hatte die  
Gestalt eines Mannes bis auf den Gürtel, mit Augen,  
Nase und Kopf, welcher aber sehr hoch und spizig war,  
hatte breite Schultern und an denselben zween Arm-  
strümpf ohne Hände. Bis auf den Gürtel hat man es  
allezeit gesehen, aber niemals darunter; seine Gestalt war  
wie Eis. — Es bedeutete allzeit großes Ungewitter, so  
oft dieses Gespenst sich sehen ließe. — Das andere  
Meerwunder hieß Huargugwer, war bis auf den  
Gürtel gestalt als ein Weib mit Brüsten, langen Haa-  
ren und fernen an seinen Armen Finger, so wie Gänß-  
fuß zusammen gespannt waren. Man hat bisweilen gese-  
hen, daß es Fische in denselbigen gehalten und selbige  
verschlungen; war auch ein Zeichen eines großen und  
bald künftigen Ungewitters. Wann dieses Gespenst sich

mit dem Angesicht gegen den Schiffe senkete, war es eine Anzeig, daß man Schiffbruch vermeiden würde; lehrte es aber im Niedertunken den Rücken zu: so waren sie verloren! — Das 3te Meerwunder wurde Hagginger genannt, war, eigentlich zu reden, kein Meerwunder, sondern drey große Wellen, und gleichsam vom Ungewitter aufgeworfene Meerberge. — Die Schiffe, so zwischen diesen Triangel hineinkamen, blieben gemeinlich alle, und mochten derer wenig entrinnen. Das sogenannte Meerwunder entstunde auß den Wirbeln und widerwärtigen Winden, welche die Schiffe ergrieffen und verschluckten."

„Aus dieser Notiz, sagt der Herr Referent, scheint sich nun zwar das Daseyn von männlichen und weiblichen Wassermenschen zu ergeben. Doch scheint eigentlich nur das weibliche hier geschilderte Meerwunder eine Syrene zu seyn, zumal man sie hat Fische in Händen halten und effen gesehen. Bey der männlichen mag wol Täuschung und ein lebhaftes Spiel der Einbildungskraft zum Grunde liegen; es war vielleicht Nichts, als ein menschenähnlich formirter Eisblock. Es heißt ja auch: „seine Gestalt war wie Eis.“ — Hierin wird man bestärkt, wenn man in jenem Buche, gleich nach den oben ausgehobenen Worten weiter fortliest, und findet: „Eben dasselbe Buch schreibt, daß bisweilen Eisschollen, wie Bilder einer fremdden Gestalt formirt, allda angetroffen werden, rathet auch, daß die nach Grönland fahren wollen, sich nach Südwesten richten, u. s. w.“ —

„Obige Erzählung verräth überdem viel Aberglaub-

ben. Dürften wir solche Syrenen annehmen, die den Schiffen Gefahr bringen oder nur ankündigen; so kämen wir wieder auf die

Scopulos Sirenum. —

Difficiles quondam, multorum ossibus albos, — und auf eine Scylla und Charybdis zurück, wie sie weyland den Schiffen Gefahr droheten. —

„Endlich muß ich auch noch eines Wassermenschen erwähnen, der zwar nicht, wie die bisher geschilderten, halb Fisch und halb Mensch war, aber doch im Wasser wie ein Fisch, oder wenigstens wie ein Amphibium gelebt haben soll. Die Erzählung davon lautet fast so, wie die Erzählungen von wilden Männern, oder verwilderten Menschen, die als Kinder unter die wilden Thiere gerathen und die menschliche Natur verleugnend, ein thierisches Wesen annahmen. In der Wiener Zeitung vom 30sten Juli 1803 befindet sich nemlich ein aus der Preßburger Zeitung vom 20sten Juli 1803 entlehnter Artikel, der einen Brief aus Dedenburg enthält und also lautet:

„Im Frühjahr des J. 1776 hatten die Fischerpächter des Königs-Sees in Ungarn mehrmals eine Art nackten vierfüßigen Geschöpfes bemerkt, ohne daß sie unterscheiden konnten, was es wäre, weil es schnell vom Ufer ins Wasser lief und verschwand. Die Fischer lauerten endlich so lange, bis sie das vermeinte Ungeheuer mit ihren ausgelegten Netzen fingen. Als sie nun desselben habhaft waren, sahen sie mit Erstaunen, daß es ein Mensch sey. Sie schafften ihn sogleich nach Capuvar, zu dem Fürstl. Verwalter. Dieser machte eine Anzeige da-

von an die Fürstl. Direction, von welcher der Befehl erging, den Wassermann gut zu verwahren und ihn einem Trabanten zur Aufsicht zu übergeben. Derselbe mochte damals etwa 17 Jahre alt seyn; er hatte alle menschliche ordentlich gebildete Gliedmaßen, bloß die Hände und Füße waren krumm, weil er kroch; zwischen den Beinen und Fingern befand sich ein kleines entenartiges (soll wol heißen: entenfußartiges) Häutchen; er konnte, wie jedes Wasserthier, schwimmen, und der größte Theil des Körpers war mit Schuppen bedeckt. Man lehrte ihn gehen, und gab ihm anfangs nur rohe Fische und Krebsse zu seiner Nahrung, die er mit dem größten Appetit verzehrte, auch füllte man einen Bottig mit Wasser, in dem er sich mit großen Freudenbezeugungen badete."

„Die Kleider, an die man ihn gewöhnen wollte, waren ihm öfters zur Last, und er warf sie nicht selten weg, bis er sich endlich daran gewöhnte. An gekochte grüne, Mehl- oder Fleischspeisen hat man ihn nie recht gewöhnen können; denn sein Magen vertrug sie nicht. Er lernte auch reden und sprach schon viele Wörter verständlich aus, arbeitete fleißig, und war gehorsam und völlig zahm. Allein nach einer Zeit von 2 Jahren, wo man ihn nicht mehr so strenge beobachtete, ging er aus dem Schlosse über die Brücke, sah den frisch mit Wasser angefüllten Schloßgraben, sprang mit seinen Kleidern hinein und verschwand. Man traf sogleich alle Anstalten, um ihn wieder zu fangen, allein alles Nachsuchen war vergeblich. Nach der Zeit hat man ihn zwar wieder gesehen, allein man hat seiner durchaus nicht habhaft werden

können. Jetzt, (fährt die 1803 geschriebene Zeitung fort) sollen die, bey der Anlegung eines Canals, der schon durch den Königs-See gezogen ist, beschäftigten Leute den Wassermann wieder gesehen haben."

„Zu Unterstützung oder Beglaubigung dieser Erzählung, die in dem Magazin des Außerordentlichen in der Natur, der Kunst und im Menschenleben, zu Prag von 1815 von Peter Bohmann herausgegeben, und aus Bergs und Baumgärtners Museum des Wundervollen entlehnt ist, (Nr. 7. S. 10.) steht, ist in eben dem genannten Stücke S. 52. noch folgendes beygefügt worden:

„Da über die Wahrheit der mitgetheilten Geschichte vom Wassermann Zweifel erregt wurden: so hat die Fürstl. Esterhazy'sche Kapuvaner Amts-Regierung folgendes aus dem Protocolle bekannt gemacht."

„Im Jahr 1749 den 15ten März wurde durch die Kapuvaner Fischer Franz Nagy und Michael Molnar, ein Knabe, gleich einem wilden Thiere, dessen Gestalt ein vollkommener Mensch und der beäuglig 10 Jahre alt war, gefangen und ins Schloß gebracht. Er konnte nicht reden, war nackt und hatte einen sehr runden Kopf, kleine Augen, eine etwas gewölbte Nase, einen breiten Mund, am ganzen Körper, ja sogar am Haupte, keine gewöhnliche Menschenhaut, sondern eine schuppenartige knotige Rinde, — und überhaupt lange gestreckte Gliedmaßen, besonders aber an Händen und Füßen doppelt lange Finger und Beine-Glieder. — Er fraß bloß Gras, Heu und Stroh, litt keine Kleidung, und wenn er keinen Menschen um sich her erblickte, so sprang er sogleich

in das um das Schloß herum befindliche Grabenwasser, und schwamm gleich einem Fische. Er war fast ein Jahr in dem Schlosse, aß bereits gekochte Speisen, ließ sich auch ankleiden, und fing ziemlich an ein förmlicher Mensch zu werden. Daher traueten ihm die Erbsantennu viel, und dieses Wassermännchen ist ganz unvermuthet verloren gegangen und man hat es nicht wiederfinden können. Vermuthlich ist es in die, unweit vom Schlosse vorbeyschiffende Raab gesprungen, und abermals in Hany-fang, wo es gefangen worden, abgeschwommen. — Amts-Canzley, Raptivar, den 8ten Aug. 1803. "

„Dieses Geschöpf bleibt immer eine wunderbare Erscheinung, da es Schuppen, oder was dem ähnlich, auch Schwimmhaut wie die Enten, zwischen den Fingern und Zehen gehabt haben soll; und wie es scheint, auf immer wieder ins Wasser sich begeben hat. Wird auch ein in die Bildniß und unter die wilden Thiere gerathener Mensch, während eines mehrjährigen Aufenthalts ganz rauh und haarig, wie die wilden Thiere, so zweifle ich doch, daß Jemand durch mehrjährigen Aufenthalt im oder unter dem Wasser schuppig werden sollte. — Zu dem gehört eine andere Construction der Lunge dazu, unterm Wasser leben zu können, als gewöhnlich der Mensch hat. — "

„Uebrigens walten bey dieser Erzählung mancherley Zweifel ob. Die Preßburger Zeitung spricht von einem 17jährigen Menschen, der im Frühjahr 1776 im Königs-See gefangen wurde; das Protokoll der Kapuvarer Amts-Canzley erzählt dagegen, daß die Kapuvarer Fi-

scher am 15ten März 1749 in Samstag einen zehnjährigen Knaben eingefangen hätten. Es scheint also von zwey verglichen Funden die Rede zu seyn; gleichwohl ist die übrige Geschichte, außer einigen Abweichungen, ganz eine und dieselbe. —

Wenn ich selbst mein Urtheil über diesen Wassermenschen fällen soll; so halte ich ihn für keine wirkliche Syrene, sondern für einen frühzeitig ins Wasser gerathenen Menschen, der gleich denen, die in die Bildniß gerathen, die Natur der Fische und Amphibien angenommen, und sich ans Wasser, als sein Element, gewöhnt hatte. — Man müßte sonst außer den Syrenen, die nur halbe Menschen sind, noch andere Geschöpfe annehmen, die ganz Mensch wären; worin uns doch die Erfahrung ganz verläßt, und wovon auch die Geschichte nichts sagt. Die Preßburgische Zeitung legt ihm zwar Schuppen und Schwimmhaut bey, welches beydes unserm Geschlechte fehlt, und keiner Abart desselben eigen ist. Allein das Protocoll redet nur von einer schuppenartig knotigen Rinde der Haut und von doppelt langen Finger- und Zehen-Gliedern; und dieses verdient mehr Glauben, wie jene, die nur von Hörensagen die Sache weiß und nacherzählt. Zeit und Umstände, z. B. das Kriechen auf allen Vieren, Nässe und Klima können wol diese Abnormität der Haut und der Hände und Füße hervorgebracht haben. Auch scheint es mir nicht unmöglich zu seyn, daß die menschlichen Lungen, wenn sie frühzeitig genug daran gewöhnt werden, unter dem Wasser athmen lernen können, wie die Eisbären, die Taucher und Perlenfischer

beweisen, die doch erst als Erwachsene sich daran gewöhnen lernen, eine Zeitlang unter dem Wasser zu leben. Auch die Syrenen, die man zwar innerlich noch nicht kennet und untersucht hat, scheinen äußerlich ganz im Körperbau dem Menschen bis auf den Gürtel ähnlich zu seyn und leben gleichwol beständig im Wasser. —

## V.

Sollten sich nicht auch im Luftmeere, wie im Weltmeere, organische Körper erzeugen können?

Ich glaube, in meiner Schrift über die Urwelt es ziemlich wahrscheinlich gemacht zu haben, daß sich in der Luft nicht bloß Hagel-, sondern auch Luftsteine, ja, daß sich auf der Erde selbst noch immer neue, uns unbekannte, Organismen erzeugen können, und daß also die erste ursprüngliche Schöpfung aus Grundstoffen, oder wie die Bibel sagt, aus Nichts, noch immer fortdauert. Aber was wird man sagen, wenn ich sogar behaupte, daß auch in der Atmosphäre organische Körper, Pflanzen und Thiere, sich erzeugen können, da jene Behauptung schon so viel Widerspruch erregt hat? — Jedoch dem sey, wie ihm wolle, es kommt hierbey lediglich auf Beweise, oder wahrscheinliche Gründe an, nicht aber auf Widerspruch. Diesen ernährt anfangs jede neue Wahrheit, bis sie mit der Zeit Eingang findet.

Warum hält man es denn auch für unmöglich, daß noch jetzt neue Organismen sowol auf der Erde, als auch

in der Luft und im Wasser, ohne auf dem gewöhnlichen Wege erzeugt zu werden, entstehen können? Kommt es nicht daher, daß man den Schöpfungs-Act mit sechs Tagewerken geschlossen, und geglaubt hat, die Schöpferkraft habe seit der ersten Schöpfung geruhet oder aufgehört, neue Gebilde hervorzubringen? — Heißt das aber nicht der Schöpferkraft Gottes zu enge Gränzen anweisen? Was für kleinliche Begriffe macht sich doch der gewöhnliche Mensch von der großen Natur und von dem in ihr immerfort wirkenden Geiste! — Die schaffende Natur hat nie angefangen zu wirken und wird auch nie aufhören zu schaffen. Kant nennt selbst die Vorsehung Gottes eine immer fortdauernde Schöpfung. — Wir sehen ja auch vor Augen, daß die Natur immerfort die Bestandtheile der Körper trennet und wieder vereint, zersezt und wieder zusammensezt. — Sollten aber aus solchen unaufhörlichen Trennungen und Wiederezusammensetzungen nicht zu Zeiten neue Gebilde hervorgehen, die vorher noch nicht da waren? — Sollten die Mischungen der Grundstoffe und Elemente so einförmig seyn, daß sie immer dieselben Erzeugnisse hervorbrächten? — Wie mannigfaltig und abwechselnd ist nicht das Farbenspiel und die Mischung, die aus den 4 Grundfarben hervorgeht! Wie mannigfaltig die Mischung von bunten Körpern in einem Kaleidoscop und wie wunderbar die Gestalten, die dadurch hervorgebracht werden! Wie mannigfaltig ist nicht die Abwechslung und Veränderung der Grundtöne in der Musik, wenn zumal ein Virtuose sein Instrument recht zu behandeln weiß, und die schönsten Harmonieen darauf her-

vorzubringen im Stande ist! Eben so verhält es sich auch mit den Grundstoffen der Natur und ihren Mischungen.

In meiner Abhandlung über die ursprüngliche Erzeugung der Naturkörper habe ich mich zu zeigen bemühet, daß noch immer sich nicht nur unorganische Körper durch Crystallisation und Drufung; sondern auch Pflanzen und Thiere ohne Saamen und Fortpflanzung bloß aus formloser Materie durch den Bildungstrieb erzeugen können; daß die Schöpfung also noch immer fort dauert, nicht aber vor 6000 Jahren schon abgeschlossen war; — daß also auch noch jetzt ganz neue, bisher unbekannte, und noch nicht existirende, Organismen auf der Erde entstehen können und wirklich von Zeit zu Zeit entstehen, wenn Zeit, Ort und Umstände es erlauben und möglich machen. Allein diese Erzeugung sowol bekannter, als unbekannter Naturkörper ohne Fortpflanzung, ohne Saamen und Eyer, galt doch nur von der Erde und ihrer Oberfläche, von ihren Elementen und Grundstoffen. Noch Niemand hat es, so viel ich weiß, gewagt, sogar in der Luft organische Körper entstehen zu lassen. — Aber was liegt darin Unglaubliches und Unmögliches, auch dieses anzunehmen? Ist nicht die Atmosphäre oder das Luftmeer die Schöpferin alles dessen, was da ist? Ist nicht die ganze Erde, welche wir bewohnen, ein Niederschlag der Atmosphäre, wie man sagt; ist sie nicht aus Dünsten, die sich niederschlugen und einen festen Kern bildeten, wie wir an den Kometen noch jetzt gewahr werden, also aus einer Wolke entstanden? — Oder wenn man dies nicht annimmt, ist nicht die Luft bloß eine leichtere Rinde unsers Erdballs,

oder eine feinere Erdhülle? Sie gehört also zu unserm Erdkörper so gut, wie die gröbern Erdhüllen.

„In die Atmosphäre, sagt Fr. von Dalberg sehr schön und wahr, den Urfsi der Stoffe, die Gebälerin aller Organisationen, sollen wir aufblicken! Denn Luft, dieser allbelebende, durchbringende Hauch, aus dem alles hervor, zu dem alles zurückgeht, ist das umfassende Band, die letzte schöne Verwandlung, zu welcher die Stoffe, von ihrer schweren Basis befreiet, sich erheben, wie das Insekt, das seiner Raupenhülle entwunden, sich als entfesselte Psyche empor schwingt. — Zum Aether hinauf, wo der anscheinende Tod selbst Stoffe und Fittige zu neuen Umwandlungen findet, wende der Mensch sein Auge, als zu seiner Heimath; — und die Atmosphäre, die alle Weltkörper trägt und bewegt, wird ihm Aufschlüsse geben über so manche Phänomene, die er von der Erde allein, welche gleichfalls Leben und Erhaltung von ihr empfängt, und wahrscheinlich selbst ein Erzeugniß der Atmosphäre ist, nie zu erhalten vermag. Denn die Meteor, woher nehmen sie ihren Ursprung anders, als aus dem uns umgebenden Luftkreise, diesem Urfsi der Elemente, worin elektrische und magnetische Ströme, brennbare Luftäulen, erkaltete Salze, Lichttheile und andere Gährungsstoffe enthalten sind?“ \*) —

„Sollte die schöpferische Kraft, sagt Diruf, sie heiße Gott, oder wie sie wolle, deren Hauch dem All,

\*) Ueber Meteor: Cultus der Alten, von Fr. von Dalberg. Seite 1.

was uns umkreiset, Daseyn und Form gab, die Seele des Universums, sich in den, bereits durch den Weltraum hingestreuten, Produkten so ganz erschöpft haben. Sollte die Quelle, aus der sie eine gewisse Menge der von uns angestaunten Produkte, die wir nur einem kleinen Umfange nach kennen, hervorströmen ließ, so ganz ausgetrocknet seyn? Kein neues Produkt mehr ausschütten? — Nicht im beschränkten Seyn, sondern im ewigen Werden begriffen, erblicken wir die Natur. Es mögen ihre Produkte Aehnlichkeit mit schon vorhandenen haben oder nicht; so bleiben sie darum nicht weniger Erzeugnisse des ewig regen Geistes der Schöpfung. Der Geist, der mit gleicher Kraft unendlich und ewig in der Allheit lebt, kennt keine Schranken des Raums, und wo er ist, ist er im Stande zu schaffen.“ \*) —

Enthält nun die Atmosphäre alle Grundstoffe, besonders den Sauer- und Stick-, Kohlen- und Wasserstoff, woraus alle Organismen gebildet werden; warum sollte sie nicht auch durch die bildende Kraft der Natur und durch zufällige Vermischung schicklicher Stoffe, Pflanzenkeime, Saamen und Thiere, oder Produkte des Thier- und Pflanzenreichs, hervorbringen können, wenn die Umstände es anders zulassen? —

Die Ursache, warum man solches bisher für unmöglich hielt, liegt hauptsächlich darin, daß man unsern Planeten für eine todte, leblose Masse zu halten pflegt, und

\*) Ideen zur Naturerklärung der Meteor: oder Luftsteine, von Diruf. S. 11 und 64.

die Rinden und Schalen desselben oder seine Luftshüllen selbst für einen bloßen mechanischen Niederschlag des Wassers und der Atmosphäre hält. Nimmt man aber mit Heraclit und andern Naturkundigen an, daß unser Erdkörper ein belebtes Wesen ist, das sein Leben in sich selbst hat und sich von innen heraus bildet, wie jeder organische Körper; nimmt man also an, daß er nicht bloß ein planetarisches, sondern zugleich ein organisches Leben hat, oder höhere Kräfte zur Bildung von Pflanzen und Thieren besitzt; so wird nichts Widersprechendes mehr darin liegen, daß die Erde immerfort mit neuen Gebilden, leblosen und lebendigen, sich besetzt und belebt. Hat sie denn dieses nicht etwa schon mehrmalen gethan? Sind nicht schon mehr Schöpfungen der jetzigen vorhergegangen, wie der Schooß der Erde lehrt? — So oft eine neue Umwandlung unsers Erdkörpers nöthig war, ließ die Natur durch ihre bildende Kraft und unter der Leitung des Höchsten, eine neue Schöpfung aus dem Schooße der Erde hervorgehen. Sollte diese Ordnung der Dinge oder diese Einrichtung der Welt zu unsern Zeiten aufgehört haben? Hat etwa die Natur ihre Kraft zu schaffen mit einemmale verloren? — Davon lehrt uns die tägliche Erfahrung das Gegentheil.

Allein nicht bloß die Erde selbst und ihre Oberfläche und Rinde hat die Kraft, sich mit immer neuen Gebilden zu beleben und zu bevölkern; nein! auch das Wasser und noch mehr der Meeresboden. Diese sind vorzüglich die Werkstatt der Natur zur Erzeugung und Schaffung neuer Produkte, die Werkstatt einer künftigen neuen Welt-

pfung. — Jedoch selbst die Atmosphäre oder das Luftmeer dürfen wir hiervon nicht ausschließen; — denn sie ist nur eine leichtere und dünnere Wasserhülle. Die Luft ist gleichfalls eine Werkstatt der Natur zur Erzeugung vieler neuer Gebilde, die wir täglich in Regen und Schnee, Hagel und Meteorsteinen und so vielen andern sonderbaren uns ganz unbekannten Erzeugnissen vom Himmel fallen sehen und deren Entstehung, Natur und Beschaffenheit uns ganz unerklärlich ist. Warum sollte auch die Atmosphäre hiervon ausgeschlossen seyn? Ist sie nicht auch eine, wenn gleich feinere, Hülle unsers Planeten? Sie kann also noch mehr, als jene gröbern Erdhüllen, Anspruch darauf machen, Gebilde der Natur zu erzeugen; denn sie enthält ja die feinsten Stoffe, die zur Bildung organischer Körper nöthig sind; dagegen die gröbern Erdhüllen nur aus gröbern Stoffen bestehen, welche durch Crystallisation und Drufung aus den Stoffen des großen Weltenraums ausgeschieden sind. Die Atmosphäre enthält auch höhere Kräfte als die Erdrinde, nicht bloß mechanische, sondern auch organische und geistige, die galvanisch-electrischen Kräfte, wodurch Pflanzen und Thiere Leben und Gedeihen erhalten. — Das organische und geistige Leben der Atmosphäre gewinnt vielmehr immer noch an Umfang und Macht, nachdem das planetarische Leben meist aufgehört hat und nur noch im Aufschwimmen des Landes und im Niederschlagen des Wassers besteht. Wer kann also noch an der bildenden Kraft der Natur in der Luft zweifeln? Sollten nicht darin sich auch lebendige Geschöpfe erzeugen können? Alles in der Welt



ist ja aus unsichtbaren Stoffen des großen Weltraumes entstanden und wird aufgelöst auch einst wieder dahin zurückkehren, wenn es seinen Zweck und seine Bestimmung erreicht hat. Also sind auch die Lufthüllen und Schichten eine Ausscheidung des Weltraums und scheiden wieder andere Gebilde aus, leblose und lebendige. Dieser Gang der Natur ist ganz natürlich. \*) —

Ich werde zu dieser, ich gestehe es, gewagten Vermuthung durch die in unsern Tagen so häufig vorkommenden und immer wiederholten Vorfälle veranlaßt, daß bald hier, bald dort, eine Menge unbekannter Saamenkörner, Würmer, Raupen, Schmetterlinge, ja selbst Kröten, Frösche, Fische, Schlangen und andere Thiere, im Regen und im Schnee, zuweilen auch bey heiterm Himmel, durch einzelne Wolken herbeygeführt, aus der Luft herabkommen. — Selbst die unermesslichen Züge von Heuschrecken, welche zuweilen die Sonne verfinstern und stundenlang dauern, ehe sie vorüber ziehen, scheinen mir ein Erzeugniß des Luftkreises zu seyn und nicht auf der Erde zu entstehen. —

Ich will nur einige solche auffallende Beyspiele hier erzählen, welche mich in meiner Vermuthung bestärkten, oder mich darauf gebracht haben, solches zu glauben, und die ich den Naturforschern zum weitern Nachdenken empfehle.

\*) Mehr Aufschluß findet man hierüber in Krüger's Geschichte der Umwelt. Th. I. Quedlinburg 1822, die ich zum weitern Nachlesen empfehle.

Wer die Zeitungen mit Aufmerksamkeit liest, wird wissen, daß darin oft als etwas Merkwürdiges erzählt wird, wie hier und da eine große Menge Saamenkörner und Produkte des Pflanzenreichs im Regen, gewöhnlich bey einem mit Sturm begleiteten Gewitter, niedergefallen sind, die den Augenzeugen entweder ganz fremd und unbekannt waren, oder welche die Naturkundigen bald für diese, bald für jene Art von Sämereyen erklärten, weil sie einige Aehnlichkeit mit denselben hatten, ja die man gar für Hirsen- und Weizenkörner hielt. — Ich kann die Angaben hier nicht alle wörtlich anführen; nur den letzten Fall von dieser Art will ich hier aus dem Hamburger Correspondenten von 1823 Nr. 37. hersehen.

„Im vergangenen Sommer fand man in der Gegend bey Marienwerder nach einem Gewitter die Felder mit runden Saamenkörnern bedeckt, die sich besonders auf dem Brachfelde den Blicken darstellten, und von den Landleuten, welche solche als ein neues vom Himmel gefallenes Manna betrachteten, gekocht, ohne daß dieselben jedoch gar wurden. — Professor Kries in Gotha erhielt eine kleine Anzahl dieser Körner, zeigte sie mehreren Naturforschern, unter andern dem dortigen Hrn. Geh. Rath von Schlotheim und dem Dr. Plaubel, welche sie der Aehnlichkeit wegen für *galium spurium* erklärten. Nachher fand sich aber davon eine Abweichung in den Saamentapseln, und jene, so wie andere Naturforscher, erklärten, daß sie diese Saamen gar nicht kennen.“ —

„Gleichmäßig war auch bey Brieg auf einem schmalen, eine halbe Meile langen, Striche, nach einem Gewitter, am 17ten July, eine große Anzahl Körner vom Himmel gefallen, welche Professor Treviranus zu Breslau gleichfalls für *galium spurium* erklärt hatte. Später aber vom Professor Kries auf die Abweichung aufmerksam gemacht, erklärte auch der Prof. Treviranus, daß er die Pflanzen-Gattung, der dieser vom Himmel gefallene Saamen angehöre, nicht kenne. — Die Berliner Staats-Zeitung hat dieses merkwürdige Factum bekannt gemacht, und die Naturforscher desselben aufgefordert.“ —

Gewöhnlich erklärt man sich diese Sache nun so; daß man behauptet, der Wind habe diesen Saamen in einem weiten entfernten Lande, wo dieser häufig wächst oder gebauet würde, aufgenommen, eine so weite Strecke Weges bis hierher geführt und ihn endlich fallen lassen. Aber wie konnte der Wind den Saamen aus den Saamenkapseln herausbringen? Müßte man nicht wenigstens annehmen, daß dieser Saamen schon ausgedroschen und von Hülsen gereinigt war, als der Wind ihn aufnahm und zu uns herüber brachte? Nimmt aber der Wind den Saamen vom Felde und ungekörnt oder ungereinigt auf, warum führt er nicht mehrerley Arten von Samereyen mit sich fort, da doch gewiß in jenen Gegenden, wo er durchzieht, Saamen von allerley Art sich findet? Gewöhnlich ist es aber nur Saamen von Einerley Art, der vom Himmel fällt. Warum sind uns diese Pflanzenprodukte auch meistens ganz fremd und unbekannt, oder haben

nur Aehnlichkeit mit unsern einheimischen? Diese und andere Umstände machen mir die Sache verdächtig.

Ich werde in dieser Zweifelsucht noch mehr durch folgende Vorfälle anderer Art, sogar von Insekten- und Froschregen, bekräftigt. Und auch der Umstand, daß diese Produkte gewöhnlich im Gewitter, und mit Sturmwinde begleitet, herunterfallen, macht die Sache bedenklich und gibt diesem Phänomen große Aehnlichkeit mit dem Steinregen. — Erst kürzlich erzählte die Wiener Hofzeitung einen solchen Vorfall, der sich zu Klagenfurt ereignet hat, wo schwarze Würmer mit dem Schnee niederfielen.

„Als es am 11ten December 1818, heißt es daselbst, bey Klagenfurt ziemlich stark schneyete und völlig windstille war, fielen mit dem Schnee schwarze Würmer häufig aus der Luft. — Sie fielen zum Theil, in Schnee verhüllt, den auf Wagen fahrenden Menschen auf die Decken, wodurch man zuerst auf diese Thiere aufmerksam wurde. Woher sie eigentlich entstanden und gekommen sind, ist noch nicht ausgemittelt. Die größten dieser Würmer waren einen halben Zoll lang, hatten sechs Beine u. s. w.“ \*)

In der Hamburger Zeitung wird dieses Phänomen so erklärt: „Die kürzlich erwähnten, bey Klagenfurt mit dem Schnee herabgefallenen Würmer sind, den Beobachtungen der Naturforscher zufolge, nichts anders, als die Larven des Warzenkäfers. — Seine Larven oder

\*) Hamburger Correspondent von 1819. Nr. 1.

Maden sind diejenigen sogenannten Würmer, die man zuweilen im Winter auf dem Schnee in großer Menge antrifft. — Sie werden bey einem Schneegestöber, als leichte Thierchen, in die Höhe gehoben und fallen alsdann mit dem Schnee auf die Erde herab." \*)

Dies ist eine von den gewöhnlichen Erklärungen dieser Erscheinung vom Insekten-Negen. Man erlaube mir aber, dagegen einige Zweifel und Bedenkllichkeiten vorzubringen. Ich will zugeben, daß die Larve des Warzenkäfers im Winter auf dem Schnee in großer Menge angetroffen wird; aber woher kommen denn die Millionen von Raupen, die zu Zeiten auch mit dem Schnee herunterfallen? — Raupen gibt es doch im Winter bey uns nicht! Die Wiener Zeitung bemerkt hierbey auch ausdrücklich den Umstand, daß diese Thierchen bey völliger Windstille, mit dem Schnee vermischt, herabgefallen seyen. Der Wind konnte sie also nicht mit sich in die Höhe genommen haben, und ohne gewaltsamen Wind konnten sie nicht fortgeführt und in der Luft erhalten werden; sie mußten durch ihre eigene Schwere bald wieder herabfallen. Und was sollte diese Würmer veranlassen, ganz wider die Geseze der Natur, im Winter, und wenn es für sie nichts zu leben gibt, ihren Aufenthaltsort in der Erde zu verlassen? Was weckt sie von ihrem Winterschlaf auf und läßt sie früher, als es die Natur vorschreibt, erwachen? Müßten sie nicht allesammt, ohne ihren Zweck zu erreichen, erfrieren? Ich vermute daher,

\*) Hamburger Correspondent vom Jahre 1819. Nr. 13.

daß jene Würmer, die man in so großer Menge auf dem Schnee bemerkt hat, auf eben die Art mit dem Schnee niedergefallen, nicht aber aus der Erde hervorgekommen sind. Und wie kommen auf einem kleinen Flächenraume so viele Millionen Würmer, Käfer und Raupen, als zuweilen im Schnee und Regen herniederfallen, zusammen, daß sie der Wind aufnehmen und mit sich fortführen kann? Dies ist eben so unglaublich und unmöglich, als wenn man annimmt, daß der Wind einen Fischteich oder Sumpf voll Fische, Kröten, Frösche oder Schlangen rein ausfischen, und an einem andern Orte wieder absetzen könne. Eine Windsbraut kann freylich Dächer abdecken, Bäume entwurzeln, Menschen und Thiere aufnehmen und eine Strecke mit sich fortführen; aber Millionen Thiere und Insekten zusammen zu wehen, und hundert und mehrere Meilen weit durch die Luft zu führen, das ist etwas ganz anders, und es kommt hierbey nicht auf das Gewicht und die Last an, sondern auf das Wie und Wo? Wo finden sich diese Thiere, z. B. Raupen, Frösche, in so großer Menge auf einem Haufen beisammen; oder wie kann sie der Wind, wenn sie im Wasser oder auf vielen tausend Bäumen zerstreut leben, zusammentreiben oder abklimmen und herausfischen? — Welche unglaubliche Behauptungen waget man, um eine bisher unerklärliche Erscheinung in der Natur sich zu erklären! Lieber sollte man in solchen Fällen seine Unwissenheit eingestehen, und zugeben, daß es noch viele Geheimnisse in der Natur gebe, die man zu erklären nicht im Stande ist.

Ich will hier noch einige andere Erscheinungen dieser Art anführen, die das, was ich gesagt habe, noch besser ins Licht setzen. In dem rheinisch-westphälischen Anzeiger vom Jahr 1820 finde ich folgenden merkwürdigen Vorfall erzählt:

„Im Herbst 1811 geht ein Unterförster des Reviers \*\* frühen Morgens in den bey \*\* belegenen sogenannten Tannenbusch. Es nebelte stark, in der Nacht aber hatte es geregnet. Als er seinen Huth abnimmt, findet er denselben ganz mit, ihm unbekannten, Raupen bedeckt; er sieht um sich, und bemerkt nun zu seinem Schrecken, daß der ganze nord-östliche Theil des Busches von diesen Raupen bedeckt ist, und deren eine Anzahl mit den Regentropfen herunterfallen, eine Anzahl aber schon halbtodt und halb erstarrt am Boden liegt. — Er ist Tages zuvor im Busche gewesen und hat keine Raupen bemerkt. — Sie müssen also in der Nacht gekommen seyn. — Er berichtet an den vorgesetzten reisenden Förster, dieser an den Inspektor, dieser an den Directeur des Forêts, dieser an den Präfekten, dieser nach Paris: — In der und der Nacht hat es in dem und dem Busche Raupen geregnet. — In Paris ist man über das Wunder erstaunt; nun schreibt einer wieder an den andern zurück, bis an den letzten Förster: „die nähern Umstände in einen Procès verbal zu dressiren und einige Exemplare von den Raupen einzusenden.“ — Beydes geschah; die Raupen in Spiritus gesetzt, wandern den Instanzen-Zug hindurch, von jeder neu begafft, bewundert, überall mit einem Begleißscheine ver-

sehen bis nach Paris. Dort werden sie den Naturforschern der Academie imperiale des Sciences vorgelegt; diese wundern sich des Todes über das neue Wunder, untersuchen und erkennen die Raupen nicht! — Um diese cause celebre näher zu constatiren, geht der Befehl denselben Weg zurück, die himmelsgebornen Unbekannten, ihre Verpuppung und fernere Metamorphose näher zu beobachten, und demnächst mit Einsendung von Puppen und Schmetterlingen weiter zu berichten.“ —

„Unterdessen ist ein anderer Oberförster, ein Jögling Cotta's, ins Revier gekommen und schlägt die Hände vor Schrecken über dem Kopfe zusammen bey der Bemerkung, daß alle Forstbeamten und hochweise Naturforscher (!) die Kienraupe nicht gekannt, die ihnen vom dummen Unterförster gedrehte Nase mit Freuden auf und angenommen, unterdessen aber die himmel- und regengebornen den ganzen fröhlichen Buschbestand vernichtet haben.“ \*)

Der Verfasser dieses Berichts ist also der Meynung, alle jene Forstbedienten und selbst die größten Naturforscher in Paris hätten sich von einem dummen und unwissenden Unterförster dupiren lassen. Er sucht daher den Vorfall in einem falschen Lichte darzustellen, um ihn lächerlich zu machen und erklärt nicht undeutlich alle, die mit der Sache zu thun hatten, für Unwissende und Dumme.

---

\*) Rheinisch-Westphälischer Anzeiger vom Jahre 1820, B. XI. Nr. 3. S. 44 — 46.

köpfe. Aber wenn auch die Forstbedienten sich irreten, sollten denn die großen Naturforscher in Paris, ein Cuvier, Biot, La Place, Faujas St. Fond u. a. m. eine gewöhnliche Kienraupe nicht gekannt, und für ein unbekanntes Insekt gehalten haben? — Darf man einem Oberförster, wenn er gleich ein Schüler Cotta's ist, mehr Einsicht und Kenntniß der Natur zutrauen, als jenen großen Gelehrten? Zwar berief er sich, wie der Bericht-erstatte hinzusetzt, auf sein Compendium der Naturgeschichte, und gab darnach die künftige Puppe und den Schmetterling zum voraus an. Aber hat er beyde daraus wirklich werden gesehen? — Die Raupe kann allerdings Aehnlichkeit mit der Kienraupe gehabt haben, und doch verschieden von ihr in diesem und jenem Punkte, welches der Herr Oberförster nur nicht recht bemerkte, gewesen seyn. — Und gesetzt, sie sey es wirklich gewesen, was doch nicht wahrscheinlich ist, folget denn daraus, daß sie sich im Busche selbst und zwar in Einer Nacht, erzeugt haben müsse und nicht vom Himmel gefallen sey? Hat doch der Unterförster Tages zuvor diese Gäste im Busche noch gar nicht bemerkt! — Sah er sie dagegen nicht im Regen auf seinen Huth fallen und auf die Erde? — So dumm er auch gewesen seyn soll, so kann man ihm doch seine gesunden Sinne nicht absprechen. — Und hat man denn nicht schon viele andere Beyspiele, daß es Raupen geregnet, oder daß sie sogar mitten im Winter im Schnee niedergefallen sind? Dies Factum ist eben so wenig zu leugnen, als der Schwefel- und Salz- oder der Meteor-

staub und Steinregen; so sehr man auch noch vor wenigen Jahren dagegen protestirte. \*) —

Das Jahr 1821, welches sich durch seine schrecklichen Gewitter und Ueberschwemmungen auszeichnete, war besonders reich an solchen Insekten-Regen. An vielen Orten, wo die Gewitter durchzogen, als am Elbe, Harze, in Sachsen und Thüringen, fielen Millionen Raupen vom Himmel, welche ganze Waldungen zerstörten und kahl fraßen. Unter andern wurde die schöne Pappel-Allee, welche von Hannover nach Dören führt, ganz von ihnen entblättert, über welche damals eine Gewitterwolke zog, die sie mitbrachte. — Auch auf dem großen Lehrer-Walde (der Woolb) im Amte Campen, im Herzogthum Braunschweig, fiel in dem nemlichen Sommer eine ungeheure Menge von Raupen nieder, welche gleichfalls mit einer Gewitterwolke kamen, und alles Gras auf diesem großen Weideplatze bis auf die Wurzel verzehrten. Das fürstliche Amt befürchtete, daß dieses schädliche Insekt sich in der Folge vermehren und also den ganzen Weideplatz, 21000 Waldmorgen groß, zerstören würde, wozu 12 und mehr Dörfer gehören. Es wurde daher an fürstliche Kammer

---

\*) Auch im Jahre 1823 sollen eine große Menge schwarzer Raupen im Gewitterregen in meiner Gegend, besonders den 1sten July, vom Himmel gefallen seyn, welche den Klee, Senf, Kohn, Sommerkorn und Erbsen abfraßen, und vielen Schaden thaten. Sie waren klein, sammtartig, und hatten 10 Füße. Ich sammelte davon einige, welche sich verpuppten und es entstand daraus eine Fliege, schlank vom Riebe und mit langen Flügeln.

desfalls berichtet, wie einst nach Paris, und um Verhaltungsbefehle gebeten, wie man dem Uebel steuern solle. Von dieser obern Behörde wurde denn die Veranstaltung getroffen, daß sogleich alle Schweineheerden aus der Nachbarschaft dahin getrieben werden sollten, welche die bösen Gäste bald vertilgten. Es wurde also bey uns mit Vertreibung des Uebels der Anfang gemacht, statt daß man, wie in Westphalen und Paris, sich mit Entdeckungen abgab, welches man den Naturforschern überließ. — Diese erklärten dann im Braunschweiger Magazin das Insekt für die Grasmotte oder Futter-Gras-Eule, (*Phalaena noctua graminis*, s. *tricuspis* Lin.) — Schon fünf Jahre zuvor, 1816, zeigte sich bey Harzburg eine solche ungewöhnliche Raupe in großer Menge, welche große Verwüstungen anrichtete, ohne daß man sich ihre plötzliche Erscheinung erklären konnte. Ich vermuthete daher, daß sie gleichfalls im Regen, vielleicht des Nachts, vom Himmel gefallen ist. Der Hofmedikus Zinden, genannt Sommer, erklärte das Insekt gleichfalls für die sogenannte Gra-Eule (*noctua graminis*) oder *Phalaena bombyx graminis*. —

Eine andere merkwürdige Erscheinung dieser Art ereignete sich im Jahre 1811 zu Zeulenrode im Voigtlande. Ein Brief vom 22sten Januar 1811 meldet darüber uns Folgendes:

„In der Nacht vom 18ten auf den 19ten Januar, in welcher verschiedene Personen donnern gehört haben wollen, wurde hier und in der umliegenden Gegend die Erde mit  $\frac{3}{4}$  Ellen hohem Schnee bedeckt. Am 19ten des

Morgens bemerkte man bis nach Schleis und Kuma auf dem Schnee viele Arten Raupen, die frisch und gesund und von so vollkommenem Ansehn waren, als sie im Sommer bey voller Nahrung sich zeigen! — Auf ebenem Felde fand man sie zu Tausenden, in Vertiefungen zu Millionen, in Wäldern aber gar keine. — Sie haben bis heute einen hohen Grad von Kälte, ohne allen Schaden, ausgehalten, und laufen unaufhörlich auf dem Schnee umher. — Die vier in beifolgender Schachtel befindlichen Raupen sind seit 3 Tagen in einem Gefäße mit Schnee erhalten worden. In Betreff dieser seltsamen Erscheinung ergeht an Naturforscher die Anfrage: ob schon ähnliche zur Winterszeit beobachtet worden und wie sich solche Erscheinungen befriedigend erklären lassen?“ \*)

In dem überschickten Schächtelchen befanden sich bey Eröffnung desselben in Gotha zwey lebendige größere und zwey ganz kleine Raupen. Die größern sind einen Zoll lang und verhältnißmäßig dick, haben einen fast ganz unbehaarten Körper von bräunlicher Farbe, und über denselben laufen der Länge nach 3 weißlich graue Streifen, wovon der mittlere am stärksten ist. Der Kopf ist schwarz. Sie haben 3 Paar Vorder- und 4 Paar Hinterfüße. Die kleinern Raupen sind von ungleicher Größe und von schwarzer Farbe, sowohl von oben, als auch unterhalb, und haben 3 Paar Füße am mittlern

\*) Aus dem Vorhergehenden und Nachfolgenden erhellet, daß bey Klagenfurt und Parma ähnliche Phänomene im Winter vorgefallen, und diese also nichts Ungewöhnliches sind.

Körper, aber mehr nach vorne hin. Das Schächtelchen war voll grügelber Exkremente." \*) —

Eine ähnliche Begebenheit erzählt uns das Museum des Wundervollen in der Natur, welche sich bey Parma zutrug:

„Den 10ten Januar 1810, als die Erde mit weißem Schnee bedeckt war, und die Atmosphäre durch einen stehenden Wirbelwind sehr beunruhigt und die Wolken fortgetrieben wurden, sah man des Morgens auf unsern Hügeln und Bergen (bey Parma) in einer beträchtlichen Strecke, besonders zwischen den Strömen Enza und Toros, rothen Schnee fallen. Während des Fallens dieses Schnees sahen die Luft roth. Eine halbe Stunde darauf fiel wieder weißer Schnee, auf den ein Insekten-Regen folgte. — Diese Thiere sprangen umher und waren sehr lebhaft. — Die Bewohner dieses Thals der Appenninen erschraden sehr darüber!“ —

Die Dicke des gefärbten Schnees war verschieden; an einigen Stellen lag er eine halbe Linie, an andern 6 und mehr Linien hoch.“

„Man hatte eine Menge von diesem Schnee und den Insekten, die man besonders an verschiedenen Stellen gesammelt hatte, in ihrem festen Zustande mit der nöthigen Vorsicht nach Parma gebracht. Seine Farbe war oran-

\*) Moniteur. Cassel. 1811. Nr. 39. Beylage. Die Exkremente scheinen zu beweisen, daß sie Nahrung zu sich genommen haben; aber auch die jungen Hühner, Enten &c. geben Anrath von sich, ehe sie etwas genossen haben.“

genroth und mehr oder weniger dunkel, nach der Dicke des Schnees. Er schmolz sehr langsam und ließ keinen Bodensatz zurück. Er verlor aber seine Farbe und die Feuchtigkeit, die er hervorbrachte, behielt bloß eine geringe Schattirung, die man nur dann bemerkte, wenn man sie mit reinem Wasser verglich. Die Insekten waren von 5 bekannten, sehr deutlich verschiedenen, Arten. — Der Professor Guiberti zu Parma beschäftigt sich jetzt mit einer Arbeit über den gefärbten Schnee, und will seine Untersuchungen über diesen Gegenstand öffentlich bekannt machen.“ \*)

Von diesen Untersuchungen ist mir nichts bekannt geworden; aber wenn die 5 Insekten-Arten bekannt waren, warum hat sie der Berichterstatler nicht genannt? Oder soll es vielleicht heißen, von 5 unbekannten Arten? Dies scheint auf das deutlich verschiedene der Arten besser zu passen.

Am 9ten August 1821 beschäftigte ein ähnliches merkwürdiges Naturereigniß die Residenzstadt Wien. Am Tage zuvor fielen, gleich einem Regen eine sehr große Menge Insekten aus der Luft herab. — Man kennt sie nicht recht. Einige nennen sie Seeläuse, andere Floßflöhe. Die größten mögen etwa die Größe einer Wallnuß haben. Sie sind mit einer halbrunden Schuppe bedeckt, haben eine große Menge Füße, die sie äußerst schnell bewegen. Der Schwanz ist ziemlich lang, besteht

\*) Museum des Wundervollen in der Natur vom Jahre 1810. Bd. 9. St. 6.

aus einer Reihe Ringe, ist am Ende gespalten, und beyde Theile enden mit 2 sehr dünnen Fädchen, wovon das rechte die Länge des ganzen Körpers hat, das linke aber um die Hälfte kürzer, ist. — Einige fielen auf das Land und starben sogleich; andere ins Wasser, diese blieben am Leben. Die großen schönen Exemplare sind sehr selten, die kleinen werden an einigen Orten verkauft."

"Insekten, gleich denen, welche in Wien aus der Luft herabgefallen seyn sollen, sind kürzlich in Breslau häufig auf der Viehheerde gefunden und gesucht worden. Ihr naturhistorischer Name ist *monoculus apus*, (krebsartiger Riesensuß) und sie sind alljährlich in der genannten Gegend und an andern Orten in Breslau in stehendem Wasser zu finden. Sie vermehren sich in nassen Jahren unglaublich." \*)

Auch in diesem Jahre, den 14ten May 1822, ereignete sich zu Leipzig ein ähnlicher Vorfall. „Gestern Nachmittag, heißt es in einem Schreiben daher, zwischen 4 und 5 Uhr, wurde in hiesiger Stadt eine auffallende Natur-Erscheinung beobachtet. Es zeigten sich nemlich am nordöstlichen Horizonte zwey große, auffallende dunkle Wolken, welche, indem sie sich Leipzig näherten, immer lichter wurden, endlich aber über den nördlichen Theil der Stadt, nach Westen zu hinwegzogen, dabey aber sich großentheils entleerten. Sie waren durch Myriaden von Insekten, aus der Gattung *Phryganea* L., dem sogenannten Hülfsenaas, gebildet, und vorzugsweise war

es das graue Hülfsenaas, (*Phryganea grisea* L. Fn. Suec. 1484.) welches in ungeheurer Menge in die Straßen und Höfe des untern Theils der Stadt schneeflockenartig herabfiel. — Nach den Aussagen von weniger Unterrichteten sollen außer *Phryganeen* auch Wasserjungfern — (*Libellulae*) und mückenartige Zweyflügler in dem Zuge bemerkt worden seyn, wovon der Einsender aber nichts beobachten konnte. — Da alle die genannten Insekten in ihren frühern Zuständen sich im Wasser aufhalten, so ist es wahrscheinlich, daß die Bildung dieser Schwärme in der Nähe großer Teiche durch einen Wirbelwind bedingt wurde. — Weil nun die Züge von Nord-Ost zu kommen schienen, so könnten die großen Teiche bey Torgau Veranlassung zu dieser Natur-Erscheinung gegeben haben. Es wäre wünschenswerth, daß mehrere Beobachtungen über die Richtung des Zuges, welche bis jetzt über Leipzig hinaus nicht weiter verfolgt werden konnte, in dieser verbreiteten Zeitschrift niedergelegt würden."

"Ob schon Schwärme oder Züge von Heuschrecken, Libellen, Ephemeru und Schnecken (Mücken, Schnaken) nicht selten angetroffen werden; so scheint doch dem Verfasser dieser Bemerkungen das Vorkommen von *Phryganeen* in solcher Menge noch unbeobachtet, und demnach als ein Beytrag zu den auffallenden Natur-Erscheinungen dieses merkwürdigen Jahrs beobachtungswerth zu seyn." — \*)

Ich stimme hierin dem Verfasser völlig bey; nur bin

\*) Magdeb. Zeit. von 1821. Nr. 105. 107. und III.

\*) Allg. Anz. von 1822. Nr. 176. S. 1861. seq.



ich mit seiner Erklärung, daß sie ein Wirbelwind aufgenommen haben soll, in der Nähe von großen Teichen, nicht zufrieden. Wie kamen alle diese Myriaden von Insekten von verschiedener Art auf Einem Punkte zusammen, daß sie ein Wirbelwind, der gewöhnlich keinen großen Raum einnimmt, und nicht lange anhält, aufnehmen und so weit durch die Luft führen konnte? —

„In der Gegend von Tockington, Graffschaft Gloucester, regnete es sogar, wie englische Blätter anführen, am 25ten August 1821 kleine Muscheln, in Form von Schneckenhäusern, — Es waren 3 Acres Land damit bedeckt und zwar 1 Zoll hoch. — Die Muscheln sind gestreift und von der Größe einer Erbse. — Ferner hat es, nach englischen Blättern, den 15ten September 1821 auch bey New-Foundland Schnecken geregnet.“\*)

Konnte etwa der Wind auch diese Schnecken aus der Tiefe des Meers herausfischen und über die Erde verbreiten? Oder waren es Landschnecken; wie kamen sie alle auf Einem Haufen zusammen, oder wie konnte sie der Wind aus der Erde hervorholen?

„Am 1sten Juli d. J. fielen sogar zu Warschau auf dem Hofplatze des Potockischen Palais mit dem Regen eigene kleine Fische herab. — Einen Tag später regnete es auch zu Skierniewice Fischgen, wie in Warschau. — Das Regenwasser wurde vom Professor der Chemie an der dortigen Universität analysirt, und die

\*) Hamburger Correspondent von 1821. Nr. 162.

Bestandtheile des Meerwassers darin gefunden. Mit der Untersuchung der Fischgen ist der Professor der Zoologie beschäftigt, und auch sie scheinen eine Gattung von Seefischen zu seyn.“ —\*)

Die Bestandtheile des Seewassers, welche jener Professor im Regenwasser entdeckt haben will, scheinen, so wie die Fische selbst, darauf hinzudeuten, daß beyde das Eigenthum des Meers waren und gewaltsam herausgehoben wurden. Aber es scheint auch nur so, und wird schwerlich bewiesen werden. Kann denn auch nicht die Atmosphäre Salzwasser erzeugen, da wir wissen, daß es zu Zeiten Salz und Schwefel regnet, wie ich in meiner Schrift, die neue Welt, bewiesen habe? Wollte man nicht auch noch vor einiger Zeit die Erzeugung von Meteorsteinen in der Atmosphäre damit widerlegen, daß die Luft keine Erd- und Metalltheile enthielte? Und doch hat kürzlich ein Chemiker, Professor Zimmermann zu Gießen, alle Bestandtheile der Luftsteine im Gewitterregen entdeckt, wie die Berliner Staats-Zeitung sagt! —

Eine ähnliche Bewandniß, wie mit diesen Insekten und Thieren, hat es meiner Einsicht nach, auch mit der Entstehung und häufigen Vermehrung der Blattläuse, die wir uns nicht recht erklären können. Der gemeine Mann läßt, wie bekannt, diese Insekten aus der Luft und mit dem Regen hernieder kommen, und er scheint

\*) Hamburger Correspondent von 1822. Nr. 115. und 118.

Auch kürzlich sollen wieder, ich weiß nicht mehr, wo? eine Menge großer Fische vom Himmel gefallen seyn, welche man kochte und aß. —

darin nicht ganz unrecht zu haben. Die Erfahrung lehrt, daß bey einem feinen Regen das Ungeziefer, oder der Mehlthau, wie man es nennt, sich ungemein vermehrt. Gewächse, Bäume und Gesträuche, Wege und Stege, Tische und Bänke, welche im Freyen stehen, sind damit bedeckt. Daher pflegt der Bauer von einem solchen vorhergehenden feinen und kalten Regen zu sagen: es sey lauter Gift, was fiele. — Sollte er sich in dieser Beobachtung, welche alle Jahre wiederkehrt, ganz irren? Er ist zwar kein Gelehrter; aber er hat doch natürlichen Verstand und auch Erfahrung. Sollte man ihm die Gabe, richtig zu beobachten, ganz absprechen können? Sollte es mit diesem Insekten-Regen nicht eben so gehen, wie mit dem Stein-, Salz- und Schwefelregen, dessen Möglichkeit man ehemals auch ableugnete, bis ihn unleugbare Thatsachen bewiesen?

Ich komme endlich auf den Frosch-, Kröten- und Schlangen-Regen, den man gleichfalls schon oft erlebt hat und also nicht mehr geleugnet werden kann. Jedoch will ich zum Ueberflusse hier noch einige solcher merkwürdigen Vorfälle erzählen.

„Im Jahr 1777 fiel in Frankreich, in dem Dorfe Troy, während eines Gewitters, ein sehr heftiger warmer Regen mit Kröten. — Unter andern fielen einige auf zwey Weiber, die unterwegs waren, und in die Körbe, welche an den Pferden hingen, auf denen sie saßen, und zwar so häufig, daß sie absteigen mußten. Einige Naturforscher vermutheten, daß die Kröten und Frösche ihren Laich in stehendes Wasser gelegt hätten,

und daß derselbe mit den aufsteigenden Dünsten habe in die Höhe gehoben werden können, wo er durch die Sonnenstrahlen ausgebrütet sey! — Freylich ist dies eine Vermuthung, setzt das Museum des Wundervollen hinzu, die noch einer starken Beglaubigung bedarf.“ \*)

Sowol bedarf diese Vermuthung noch einer starken Beglaubigung, oder es gehört vielmehr ein starker Glaube dazu, dies anzunehmen. Wie kann denn die Sonne Froschlach in die Höhe ziehen? Wie kann die Luft denselben so lange Zeit aufbewahren, bis die jungen Frösche austriechen, die anfangs noch keine wirkliche Frösche, sondern Thiere mit dicken Köpfen und einem Fischschwanz sind, die der gemeine Mann Kuhlquappen nennt, und die im Wasser leben? Wer so etwas behauptet, muß nicht wissen, daß zu der völligen Ausbildung eines Frosches mehrere Jahre erforderlich sind; daß dies Thier erst im 2ten Jahre die Vorderfüße erhält, im 3ten Jahre aber auch den Schwanz abwirft und die Hinterfüße bekommt, worauf es denn ein vollkommener Frosch wird. Wie könnten nun alle diese Verwandlungen, wozu ein Zeitraum von 3 Jahren gehört, im Luftkreise vorgehen; wie könnte sich das Thier in der Luft schwebend erhalten, und wovon sollte es darin leben, da es sich nur von Insekten nährt? —

Aus meiner eigenen Erfahrung führe ich hier noch folgende Beispiele dieser Art an. In der Umgegend von

\*) Museum des Wundervollen in d. N. Bd. II. St. 2. S. 93. von 1811.

Braunschweig, und besonders auf der Masch und dem daselbst gelegenen öffentlichen Garten vor dem Petriorthor, entstand plötzlich ein starker Wind, mit einem heftigen Gewitterregen begleitet. Dieses Wetter kam so schnell, daß man auf dem eben erwähnten Gartenhause nicht Zeit hatte, die Thüren der Hausflur und die Fenster, besonders im obern Stockwerke, zu verschließen, um dem Eindringen des Regenwassers zu wehren. Als man nun dieses Geschäfts wegen auf die Zimmer kam, fand man im mittlern Stocke eine große Menge lebendiger Frösche, wovon Wind und Wetter noch immer mehr hineintrrieben. Auch die Hausflur lebte und webte von diesen kleinen Geschöpfen. — Ein Reisender, der gerade um jene Zeit durch diese Gegend fuhr und den das Wetter gleichfalls überfiel, sah seinen Wagen ganz mit Fröschen bedeckt und mußte ihn sorgfältig gegen diese ungebetenen Gäste verschließen. —

Einem Bekannten von mir überfiel einst gleichfalls ein Gewitterregen auf seinem Wege. Er bemerkte dabei, daß sich etwas auf seinem Hute rührte, und als er zu sahe, fand er zwey kleine Kröten darauf, die also mit dem Regen herabgekommen waren. —

Doch genug des Beweises. Ich will hier nur noch einige Beyspiele von andern merkwürdigen Regnen, welche Quatremere gesammelt hat, herseyen, die meine Meinung unterstützen.

„Herr Sylvestre de Sacy und Chezy, heißt es im Morgenblatte, haben mehrere Beyspiele von Stein-, Thier- und andern Regnen zusammengestellt. Da diese

Erscheinungen seit einigen Jahren die Aufmerksamkeit reizen, so habe ich mich bemühet, ähnliche Vorfälle aus den morgenländischen Schriften zu sammeln.“

„In der Stadt Rukah fiel nach einem heftigen Winde im J. 285. der Hegira (nach Ibnal Athir) ein starker Regen unter Begleitung von schrecklichen Donnerschlägen und unaufhörlichen Blitzen. Nach Verlauf einer Stunde fielen in einem Dorfe, Ahmedbad genannt, so, wie auch in der umliegenden Gegend, weiße und schwarze Steine, die inwendig warzenartig waren (Meteorkleine). Einige wurden davon nach Bagdad gesandt und dort von vielen Personen gesehen.“

„Zu meiner Zeit, sagt Avicenna, fiel in der Provinz Djordjan ein Stück Metall aus der Luft, welches ungefähr 150 Mann wog. Als es auf die Erde gefallen war, sprang es wieder in die Höhe, wie ein an die Mauer geworfener Ball, und fiel dann wieder zu Boden. Sein Fall war mit einem schrecklichen Lärm begleitet. Viele Personen liefen herzu, um die Ursache davon zu erfahren, fanden dieses Stück und trugen es zum Statthalter von Djordjan. Mahmud Ben Sabaktekin, Sultan von Kherasan, befahl diesem Beamten, ihm sogleich das ganze Stück, oder zum wenigsten einen Theil desselben zu schicken. Die außerordentliche Schwere des Stückes machte aber die Ausführung dieses Befehls unmöglich. — Man versuchte etwas davon abzuschlagen; allein das Metall war so hart, daß alle Werkzeuge daran zerbrachen. Nur mit der größten Mühe wurde endlich ein Stück davon abgebrochen. Dies befahl der Sultan

in einen Degen umzuschmieden; allein es war unmöglich. — Der mir gemachten Beschreibung zufolge, fügt Avicenna hinzu, bestand diese Metallmasse aus kleinen runden Körnern, die Hirsenkörnern ähnlich sahen und fest aneinander hingen.“ \*)

War dies etwa granulirtes Eisen? Ich bemerke hierbey noch, wenn es gleich nicht ganz hierher gehört, daß durch diese schwere Metallmasse, die sich nicht fortbringen ließ, Aug. Kotzebue's Behauptung hinlänglich widerlegt wird, wenn er, um mich zu widerlegen, in seinem lit. Wochenblatte, S. 110. sagt: Es bleibt immer schwer zu glauben, daß Massen, wie z. B. die Sibirische, sich in einem Augenblicke bilden können. Man bedenke nur, welch eine ungeheure Menge von Gas zu einer solchen Masse erforderlich wäre! Welchen ungeheuer großen Raum dieses Gas einnehmen, und mit welcher ungeheuren Geschwindigkeit es sich auf Einem Punkte versammeln müßte!“ — Der Verfasser hätte doch bedenken sollen, wie reich die Atmosphäre an Stoffen ist, und wie blühschnell solche electrisch-galvanische Proceßse der Natur vor sich gehen! — \*\*)

\*) Zu den neuesten Vorfällen dieser Art aus unserer Gegend, gehört der Meteorsteinfall bey Exleben, Dobbeln, und Deersheim. Die metallische Masse, welche bey Dobbeln im Gewitter niederfiel, hatte die Gestalt eines Fisches, wurde von einem Schäfer aufgehoben und am das Kloster zu Hamersleben verkauft. Der Luftstein zu Deersheim ist noch im Besiz des Finders.

\*\*) Die Officiere bey der Expedition des Capitain Ross, die unlängst aus der Baffins-Bay wieder nach England

„Nach Makrizy Berichte erhielt man im J. 716. die Nachricht, daß in den Bezirken von Kara, Hames, Balbeck, Alex, Agazzi und Harem ein außerordentlicher Regen gefallen wäre, worauf Hagel von der Größe einer Apfelsine folgte. Der Hagel hätte eine große Anzahl

kamen, sprachen ihr Staunen darüber aus, daß sie die dortigen Eingebornen, Eskimo's, im Besiz von eisernen Werkzeugen gefunden hatten. Entweder mußten sie also einmal mit andern Nationen im Verlehr gestanden haben, und das schien sehr unwahrscheinlich, — oder Eisen mußte ein dortiges Landes-Produkt seyn. Nach sorgfältiger Nachforschung fand sich jedoch noch ein drittes. Man entdeckte nemlich eine ungeheure Eisenmasse zu Tage liegend, von welcher sie ein Stück mit nach England brachten. Naturforscher haben es dort untersucht und gefunden, daß es aus 3 Theilen Nickel und 97 Theilen Eisen bestehe. — Da sich nun Nickel nie, außer ein einzigesmal in einem Stücke Eisen, das Pallas aus Rußland mitbrachte, und das die königl. Akademien zu London und Paris für meteorisch und aus den Wolken herabgefallen erklärten, vorgefunden hat; — so bleibt kein Zweifel übrig, daß das aus der Baffins-Bay eben dieses Ursprungs ist. — Diese außerordentliche Erscheinung, vielleicht das wichtigste Resultat der ganzen Nordpol-Expedition, wird nicht nur Aufklärung über das Phänomen des Nordlichts geben, von dem vielleicht Eisen in einer uns bis jetzt unglaublichen Menge erzeugt wird, sondern auch auf die merkwürdigen Abweichungen der Magnet.Nadel in jenen Breiten Einfluß haben; ja uns vielleicht das ganze Geheimniß des Magnets enthüllen!“ — \*)

Hierdurch wird Kotzebue's Behauptung hinlänglich widerlegt, daß sich in der Luft keine so beträchtliche Eisenmassen erzeugen könnten.

\*) Braunsch. Magazin vom J. 1819. Nr. 45.

Menschen und Thiere getödtet und mehrere Dörfer zerstört. Kurz darauf hatte es eine große Anzahl großer und kleiner lebendiger Fische geregnet, welche von den Einwohnern waren aufgesammelt, gebacken und gegessen worden. — Zu Maurah und zu Sornia waren nach dem Regen eine unzählige Menge außerordentlichicker Frösche gefallen, von denen einige lebendig, andere todt waren."

"Im Jahre 723., sagt derselbe Schriftsteller, fielen nach einem Regen und heftigen Winde in der Provinz Mortahiah und Dakhalia Hagelkörner, die mehr als 50 Dikems wogen; dabey regnete es Steine, die 7 bis 30 Kottel wogen. Dieser Hagel zerstörte manche Flecken und tödtete viele Döfen und Schaaf."

"Im Jahr 775. fiel in der Stadt Schizer ein Schlangenregen. Im Jahr 833. fiel in der Stadt Hames ein heftiger Regen, der von einer großen Anzahl grüner Frösche begleitet war, welche die Straßen der Stadt und die Dächer der Häuser bedeckten."

"Einst sahe man, sagt Eustathius, in der Gegend des Berges Maron einen Schwarm Katzen, welche der Wind durch die Luft führte, und so heftig gegen die Mauern der Häuser warf, daß sie alle umkamen. — \*) Der Aussage der Geschichtschreiber gemäß. sind nicht

\*) Wenn der Wind dergleichen vermag; so ist es noch von diesen Katzen am wahrscheinlichsten, weil sie Heerdenweise ziehen, von einer Gegend zur andern, und auf ihrem Zuge über Bäume und Häuser und mitten durch Teiche setzen. — Dieser Vorfall ist also noch zweifelhaft.

allein Katzen von der Erde aufgehoben worden, sondern einigemale sind sie auch vom Himmel gefallen. — So hat man auch nach dem Berichte des Athenens oft Fische regnen gesehen. — Phantias berichtet, auf dem Eherphesus habe es 3 Tage hinter einander Fische geregnet. Er setzt hinzu, in der Gegend von Páonien und Dardanien seyen so viele Frösche gefallen, daß die Häuser und Straßen damit angefüllt waren. Umsonst tödtete man sie und verschloß den Eingang der Häuser, aber alles Bemühen war fruchtlos. Jedes Küchengeschirr war voll davon. Sie krochen unter die Speisen; man konnte weder reines Wasser haben, noch den Fuß auf die Erde setzen; denn überall saßen die Frösche haufenweise. — Als sie starben, gaben sie einen so scheußlichen Gestank von sich, daß derselbe den Einwohnern unerträglich ward, und dieselben sich genöthigt sahen auszuwandern. — \*) Doch dies mag genug seyn, um zu zeigen, daß die Natur nicht nur Steine und leblose, sondern auch sogar lebendige Wesen nicht bloß auf der Erde, sondern auch wahrscheinlichweise in der Luft hervorbringen kann. Daraus beweise, daß diese Geschöpfe kein gewöhnliches Produkt der Erde seyn können; bemerke ich nur noch, daß sie sich nicht fortzupflanzen scheinen, wenn sie auch leben und noch so gierig fressen, wie die Frösche nach Phantias.

\*) Aus *André Moret's Memoires geographiques et historiques sur l'Egypte*. Morgenblatt. Bülbingen 1811. Nr. 8. S. 28.

Dieser Vorfall gibt uns einen Aufschluß über die ägyptischen Landplagen zur Zeit Moses und der Israeliten. —

beweisen. Auch von den Raupen hat man, so viel ich weiß, keine Spur, daß sie im folgenden Jahre als Schmetterlinge erschienen sind, und sich vermehrt haben. Man hat also von solchen Landplagen nichts weiter zu besorgen, als den Schaden, den sie etwa augenblicklich anrichten. Von den Raupen weiß ich dieses aus eigener Erfahrung. Denn vor einigen Jahren fielen an meinem vorigen Wohnorte eine Menge schwarzer glatter Raupen mit vielen Füßen auf die Rübsaat im Gewitterregen herab, die sich sogar verpuppten, nachdem sie die Saat kahl gefressen hatten. Aber man hat im folgenden Jahre nichts weiter von ihnen daselbst verspürt.

Man kann also auch die Sämereyen, die vom Himmel fallen, nicht aussäen, und das Manna, welches man kürzlich bey Marienwerder sammelte und kochte, wollte nicht gahr werden. Vielleicht haben sich Klima, Natur und Beschaffenheit unsers Erdkörpers seit der ersten Schöpfungszeit merklich verändert, so, daß die jetzigen neuesten Gebilde der Atmosphäre oder der höhern und feineren Luftschichten der Natur des Erdbodens nicht mehr ganz entsprechen; daher auch eine ganz neue Schöpfung für jetzt unmöglich ist, weil die Umstände es nicht zulassen oder ihr doch keine Fortdauer zusichern. Jedoch will ich nicht ganz und gar leugnen, daß die Erde nicht durch dieses und jenes Insekt auf die Art bereichert werden könnte. Da die vom Himmel gefallenen Insekten, Thiere und Sämereyen aber große Aehnlichkeit mit unsern eigenen haben, so scheinen es nur Spielarten oder gar Naturspiele zu seyn. —

Mit dem Schmetterlings-Regen zu Leipzig hat folgende Erscheinung große Aehnlichkeit, welche ein Einwohner meines vorigen Wohnortes vor einigen Jahren bemerkte. Er sah nemlich bey hellem Himmel in der Entfernung eine kleine dunkle Wolke erscheinen. Diese kam immer näher, wurde immer größer, breitete sich über die ganze Gegend, wo er sich befand, aus, und bestand, wie er sahe, aus einer unermesslichen Menge von weißgrauen Schmetterlingen, die sich zum Theil auf die Erde niederließen, wovon aber die meisten weiter zogen. — Dieser Zug hat wieder große Aehnlichkeit mit den Libellenzügen, die vor einigen Jahren durch unsere Gegend zogen, aber keinen Schaden thaten; denn die Libellen lebten nur von Insekten. —

Was ist nun aus allen diesen Daten zu schließen? Auf die gewöhnliche Art läßt sich die Sache nicht erklären; so viel ist wol klar. Wir müssen also zu andern Mitteln greifen, sie uns zu erklären. Und da glaube ich immer, daß meine Erklärung viel wahrscheinlicher ist, als die gemeine. Die Natur scheint uns durch diese Luftgebilde einen Wink geben oder leise andeuten zu wollen, wie anfangs alles, was da ist, entstanden, und woher alle Geschöpfe ihren Ursprung erhalten haben. Daher nennt Herr von Dalberg mit Recht die Atmosphäre unsre eigentliche Heimath! — Sie enthält ja alle Bestandtheile, woraus Pflanzen und Thiere zusammenge setzt sind. Es bedarf nur schaffender Kräfte, um sie mit einander zu verbinden, und ein organisches Gebilde daraus zu machen. Diese Kraft finden wir in

der Electricität und im Galvanismus. Wir haben also nicht nöthig, die Thiere und Menschen, wie Würmer und Larven, und die Pflanzen durch Saamen aus der Erde hervorgehen, oder durch die Sonne ausbrüten zu lassen. — Es geschah dieses alles durch einen plötzlichen chemischen Proceß der Natur, und durch bildende Kräfte und Potenzen in der Luft, wie noch jetzt, wenn etwas in die Wirklichkeit tritt, das nicht auf dem gewöhnlichen Wege der Fortpflanzung erzeugt wird. Die Natur wirkt immer schnell und unbemerkt. Wir sehen nie das Werden, sondern nur immer das Gewordene; und dies selbst bey Dingen, deren Entstehung vor unsern Augen vorgeht. Und kann es auch anders seyn, wenn wir nicht glauben wollen, daß zuerst die Keime und Saamen, oder die Eyer von der Natur geschaffen sind? Zwar sehen wir jetzt nur noch Pflanzen und Thiere auf die Art, oder eins aus dem andern entstehen, nachdem die erste, ursprüngliche Schöpfung für das meiste aufgehört hat? Einmal muß doch aber alles schnell und vollkommen fertig geschaffen seyn, wenn es nicht durch Zeugung und Fortpflanzung geschehen konnte. Wie hätten auch Menschen und Thiere sich nähren können, wenn sie als schwache, unmündige Kinder, oder als Junge auf die Welt kamen? — Hat die Natur also Einmal und im Anfange dieses Kunstwerk vollbringen können, so kann sie es auch noch jetzt. Denn ihre Kräfte veralten nie und an Stoffen zu neuen Gebilden fehlt es ihr nicht. Sie hat auch diese Schöpferkraft von jeher geübt; denn es ist unter uns zum Sprichworte geworden: es ist vom

Himmel geregnet. — Diese bildende Kraft Gottes in der Natur ist denn das allmächtige Wort, wodurch alles entstanden ist und noch entsteht, und welches nach der Sprache der Bibel alles aus Nichts geschaffen hat! —

## VI.

# Ueber die Natur des Menschen in früherer Zeit; oder lebten die ersten Menschen bloß von Vegetabilien?

Dr. Rasse hat in seiner Zeitschrift für Anthropologie\*) eine Abhandlung geliefert, worin er beweisen will, daß die Menschen in den frühesten Zeiten eine andere Natur, als wir, gehabt, und nicht vom Fleische, sondern bloß von Vegetabilien gelebt hätten. Daher wäre es auch gekommen, daß sie weiser, besser und vollkommener, als wir, ihre spätern Nachkommen, gewesen wären und länger gelebt hätten. Denn, sagt er, alle Thierarten, welche noch jetzt bloß von Pflanzensstoffen leben, sind klüger, als die fleischfressenden, und erreichen ein höheres Alter, als diese. Ich will diese Behauptung ein wenig näher beleuchten, und hauptsächlich die historischen Gründe, die

\*) Zeitschrift für Anthropologie, herausgegeben von Rasse. 1823. Bd. 2. Ueber die Natur des Menschen in früherer Zeit.

er für seine Meynung anführt, prüfen; woraus erhellen wird, daß die ersten Menschen keine Graßesser waren. —

Den ersten Beweis, worauf der Verfasser seine Hypothese bauet, nimmt er aus den Sagen und Mythen des Alten Testaments her, woraus dieses hervorleuchten soll, und welche zufällig mit der Lebensart der Braminen übereinstimmen. Es ist veranlaßt, sagt er, daß die Inder und Braminen, also gerade die Menschen, welche da, wo unsere Voreltern lebten, noch jetzt wohnen, und die, wie alle Orientalen, in ihren Sitten und Gebräuchen, in ihrer ganzen Lebensweise sich immer gleich bleiben, hauptsächlich von Vegetabilien leben, und daß, wenigstens einige Casten unter denselben, das Tödten und Essen der Thiere für unerlaubt halten und verabscheuen. Daraus zieht nun der Verfasser den Schluß, daß auch die ersten Menschen ein Gleiches gethan haben. — Und da nun vollends, wie er meynt, die ersten Cap. im Moses vollkommen hiermit übereinstimmen und eben dasselbe sagen, so wird es dadurch noch wahrscheinlicher, daß die ersten Menschen bloß von Pflanzen lebten. —

Alein dies ist ein unrichtiger Schluß. Woher hatten denn Moses oder Esra ihre Nachrichten von dem Zustande der ersten Menschen? Sind es nicht bloß Sagen, Mythen und Philosopheme, die aus der indischen Mythologie, Geschichte und Philosophie entlehnt sind? Stimmen die jüdischen Mythen nicht genau mit den indischen und persischen Sagen überein? Da nun die Braminen selbst die Verfasser dieser frühesten Geschichte der Menschheit sind, und diese von ihren Dichtern, Philoso-



phen und Geschichtschreibern herrührt; was war natürlicher, als daß sie auch die Natur und Lebensart der Urmenschen nach ihrer Denk- und Handlungsart, so wie nach ihren Sitten formten und beurtheilten? — Sie ließen also auch unsre Voreltern im Paradiese Gras und Kraut essen, oder doch wenigstens bloß von Baumfrüchten leben, weil sie <sup>es thaten</sup> ~~es thaten~~, und es noch jetzt zum Theil <sup>gilt</sup> ~~gilt~~. Da aber, wie oben schon gesagt ist, nicht alle Braminen bloß von Pflanzenkost leben, sondern auch Fleisch genießen, so fällt die Behauptung des Verfassers schon dadurch zum Theil über den Haufen, und es läßt sich hieraus kein sicherer Schluß ziehen.

Vermuthlich haben die ersten Menschen von Allem gelebt, was genießbar war und sich ihnen zu essen darbot, wie noch immer der Fall bey den wilden Völkern, und selbst bey Kindern ist, die in die Wildniß gerathen, welche eben sowohl von Insekten, Fröschen, Fischen, Muscheln und andern Thieren leben, die sie erfassen können, als von Wurzeln, wildem Obste und Pflanzen.

Auch mit den alten Aegyptern will der Verfasser es beweisen, daß die ersten Menschen bloß von Pflanzenkost gelebt haben. Denn man will die Entdeckung gemacht haben, daß die Zähne der ägyptischen Mumien aus lauter stumpfen oder Backenzähnen, ohne Schneide- und Spitzzähne bestehen. Da nun die Aegypter eins der ältesten Völker der Erde sind, und also dem Urzustande der Menschen am nächsten standen; so schließt er daraus, daß die Voreltern im Paradiese eben ein solches Gebiß haben mußten, und also nicht zum Fleischessen bestimmt wa-

ren. — Allein auch dieser Schluß hinkt. Lebten denn die Aegypter bloß von Pflanzen? Diesem widerspricht die Geschichte. Zwar führt der Verfasser einige Stellen aus dem Herodot und Diodor an, die dieses beweisen sollen. Allein bey näherer Ansicht oder genauerer Prüfung wird man finden, daß diese Stellen entweder das nicht bestimmt und geradezu sagen, was der Verfasser sie sagen läßt, oder gar ganz das Gegentheil lehren. Könnte man also kein Fleisch essen, ohne Spitz- und Schneidezähne zu haben, so müßten die Aegypter bloß von Vegetabilien gelebt haben, welches doch unwahrscheinlich ist, und dem die Geschichte widerspricht.

Aber nicht bloß die alten Aegypter hatten stumpfe Zähne, sondern auch neuere Völker hatten sie, und noch jetzt gibt es sogar unter uns einzelne Menschen, denen die Spitz- und Schneidezähne fehlen oder die ein stumpfes Gebiß haben, da die Deutschen doch schon seit undenklichen Zeiten Fleisch essen. Die Erfahrung lehrt auch, daß manche Kinder anfangs lauter stumpfe Zähne haben, aber bey dem Wechselln derselben spitze und scharfe erhalten. Müßte dieses alles nicht wegfallen, wenn durch Veränderung in der Diät auch die Zähne sich änderten, wie der Verfasser meynt? —

Noch eine andere Erfahrung habe ich mit fossilen Schädeln gemacht. Es finden sich nemlich hier in der Gegend im Lehm- Moor- und Sandboden merkwürdige Menschengeriippe, deren Köpfe ganz anders geformt sind, als die unsrigen. Ihre Schädel gleichen ganz denen der Mongolen, Hottentotten, Neger und Papus, deren untere

Kinnladen stark hervorstehen und die einen runden Hinterkopf haben. Aber was das Merkwürdigste an ihnen ist, sie haben lauter stumpfe Zähne, wie Backenzähne, die nur nach vorn zu etwas kleiner, dünner oder breiter werden, aber keinesweges spitz und scharf sind. — Es sind die Zähne auch nicht, wie man vermuthen könnte, morsch oder abgenutzt und verstockt, oder gar durch Kunst, wie einige wilde Völker thun, abgestumpft; sondern haben noch ihre natürliche Form und ihren völligen Schmelz. — Ich schreibe diese Schädel entweder den Hunnen, die hier in der Gegend vom Kaiser Heinrich I. im 10ten Jahrhundert geschlagen und in den großen Bruch getrieben wurden, worin sie versanken, oder den Kroaten zu, welche im 30jährigen Kriege, im Jahr 1640, diese Gegend am Elbe überschwemmten und verheerten. Da nun beyde mongolischen Ursprungs sind, die Tartaren, Hunnen und Avarn aber bekanntlich große Fleischesser waren, und doch keine Schneide- und Hundszähne hatten, wie die hiesigen fossilen Schädel beweisen, so folgt daraus, daß die Zähne kein sicheres Zeichen des Fleischessens sind oder von der Bestimmung des Menschen für Pflanzennahrung nicht zeugen. Hätten denn, wenn sich die stumpfen Zähne durch Fleischnahrung in spitze verwandelten, die Hunnen, oder Ungarn und Kroaten nicht längst ihre Zähne mit andern vertauschen müssen? Es muß also wol von jeder Menschen mit und ohne Schneidezähne gegeben haben, und es läßt sich aus dem Gebiß kein allgemeiner Schluß ziehen, oder daraus etwas beweisen. Sicherer ist der Schluß, da der Mensch im Allgemeinen sowohl Hunde-

und Schneidezähne und nicht bloß Backenzähne zum Vermahlen hat; so ist er von der Natur sowohl zur Fleischnahrung als auch zur Pflanzennahrung angewiesen, und soll sich von allem, was genießbar ist, nähren. Nur das Essen des Fleisches oder der Thiere in ihrem Blute, d. i. roh, wird von dem jüdischen Gesetzgeber seinem Volke verboten, um es vor Rohheit und Wildheit zu bewahren und der Grausamkeit zu entwöhnen. Die ersten Menschen aber mußten die Thiere nothgedrungen lebendig und mit ihrem Blute essen oder sie zerreißen, wie die Raubthiere, weil sie noch nicht im Stande waren, sie zu schlachten und zu kochen; denn das Feuer ist eine spätere Erfindung, und man verstand lange nicht, es anzuschüren.

Der Verfasser will nun ferner aus der Pflanzenkost der ersten Menschen sogar ihr langes Leben und ihre Weisheit herleiten. \*) — Aber es verräth eine Unkunde in der Geschichte, Zeitrechnung und Genealogie der Vorwelt, wenn er glaubt, daß die Erzväter älter geworden wären, als wir, und zum Theil ein beynahe 1000jähriges Alter erreicht hätten. Er sagt, daß das Alter derselben immer mehr abgenommen habe, jemehr die Menschen sich dem spätern Zeitraume der Welt genähert hätten; so, daß Abrahams Alter schon ziemlich mit dem unsrigen übereinstimme. Er bedenkt aber nicht, daß die

---

\*) Daß die Graßfressenden Thiere ein höheres Alter erreichen, als die Fleischfressenden, läßt sich auch nicht schlechtweg behaupten. Man denke nur an die Fische, besonders Hechte und Raubfische, welche ein hohes Alter erreichen solche nicht! —

Geschichte der Erzväter keine wahre Geschichte, sondern Mythologie ist; — daß die Jahre und Zeiten, wonach man in der ältesten Geschichte der Welt rechnete, keine wirkliche, sondern mythische Jahre sind, und daß man überhaupt die älteste Geschichte, Chronologie und Genealogie nicht nach unsern jetzigen Begriffen beurtheilen müsse. Von dem, was wir jetzt unter diesen Wissenschaften verstehen, hatte man in alten Zeiten gar keinen Begriff. Fabeln und Gedichte wurden in die wahre Geschichte eingewebt, Mythen und Sagen gingen friedlich Hand in Hand mit ihr. Ganze Völker ließ man gewöhnlich von Einem Stammvater entspringen, und führte sie unter dessen Namen auf. Diese Stammväter repräsentirten also das ganze Volk, ungeachtet sie nie existirt hatten.

Daher rührt denn auch ihr langes Alter, weil man ihnen die Jahre beylegte, in welchen ihr Volk blühte. Auch pflegte man, um dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, nur immer den ersten und letzten Regenten aus einer Dynastie namentlich aufzuführen, und die andern, die in den dazwischen verfloffenen Jahren lebten, zu verschweigen. Daher denn mancher Erzvater ein beynahe 1000jähriges Alter erreichte. Jemehr aber die Geschichte den Character wahrer Geschichte annahm, je kürzer wurden die Lebensjahre der Regenten, weil man die Mittelglieder nicht mehr wegließ; sondern die ganze Reihe von Regenten namentlich aufführte, wie sie auf einander gefolgt waren. Daher denn die Lebensjahre der letzten Erzväter den unsrigen schon ziemlich nahe kommen oder

gleich werden. Also läßt sich auch aus dem hohen Alter und der langen Lebenszeit der ersten Menschen oder Patriarchen nichts für die Sache beweisen. —

Ueberhaupt bemerke ich hier noch, daß alle Namen und Personen, darunter man die Erzväter begreift, von adam an bis auf Abraham, mit welchem letztgenannten die Geschichte schon mehr den Character wahrer Geschichte annimmt, mythischer Art und keine wirkliche Menschen sind, die einmal unter dem Namen in der Welt gelebt haben. Adam stellt das ganze Menschengeschlecht vor, wie aus seinem Namen erhellet, der Erde bedeutet, weil nach damaligen Begriffen der Mensch bloß aus Erde bestand. Eva aber heißt die Mutter aller Lebendigen. Dies sind also keine Geschlechts-, sondern Eigenschafts- oder Beynamen. Die übrigen Patriarchen stellen entweder ganze Völker oder Dynastien von alten Völkern vor, deren Geschichte unbekannt ist, und wovon uns die indischen Annalen einiges, wiewol in mythischer Form aufbewahrt haben, woraus Moses oder Esra, oder ein anderer unbekannter Israelit die ersten 11 Capitel im 1sten Buche Moses zusammengesetzt hat. Beydes, die indische und jüdische, wie auch die persische alte Geschichte, rühren aus Einer Quelle her und sind einander in vielen Stücken ähnlich. Auch die Annalen der Braminen legen den ersten Menschen oder Erzvätern ein eben so hohes Alter bey, als die biblische Geschichte und Chronologie. Nur darin unterscheiden sich beyde, daß der jüdische Geschichtschreiber, vielleicht weil er mehr seinem gesunden Menschenverstande folgte, der Welt und dem Menschen-

geschlechter eine weit kürzere Existenz gibt, als die andern alten Chronologen, welche nach Perioden und Dynastien rechnen, deren Alter und Dauer ins Unendliche und Unglaubliche gehen. Dagegen geht der jüdische Chronolog und Annalist auf der andern Seite wieder zu weit, daß er das Alter der Welt und des Menschengeschlechts zu kurz macht und es nur auf ein paar tausend Jahre bringt. Beides widerspricht allen unsern jetzigen bessern physikalischen, geologischen und geognostischen Einsichten und Kenntnissen. Warum wollen wir denn nun unsre Vernunft unter dem Gehorsam des Glaubens gefangen nehmen? — Die jüdischen Mythen und Philosopheme haben ja lange genug die Welt beherrscht, und alle vernünftigeren und auf Erfahrung und Versuche gegründete Urtheile und Einsichten über das Alter und Entstehen der Erde und des Menschengeschlechts niedergehalten. Warum wollen wir also nicht endlich einmal, da die Vernunft immer mehr zur Reife kommt und die Naturwissenschaften immer größere Fortschritte machen, jene schwachen Ansichten und kindischen Vorstellungen der Vorwelt bey Seite setzen oder mit bessern vertauschen, und die Geschichte, Zeitrechnung und Geologie auf eine festere und sicherere Basis gründen, als die Änder, Perser und Juden? Sollte uns denn ein mehr, als 2000jähriges Studium der Geschichte und Natur und der unermüdete Fleiß so vieler großen Gelehrten und Naturforscher nicht weiter gebracht haben, als die Braminen, Parsen und Israeliten waren? — Die früheste Geschichte der Welt besteht, wie nicht anders seyn kann, da die ganz ersten

Menschen noch nicht einmal sprechen, vielweniger schreiben konnten, in weiter nichts als Sagen, Mythen, Gedichten und Philosophemen der Nachwelt, welches man aber keine wahre Geschichte nennen kann. Dies wird hoffentlich in der Zukunft immer deutlicher einleuchten, und ich begreife nicht, wie Gelehrte und selbst Anthropologen und Naturkundige, als Rasse, dieses nicht jetzt schon einsehen können und wollen. —

Was endlich der Verfasser von der Klugheit und Weisheit der ersten Menschen sagt, die er gleichfalls aus der vegetabilischen Nahrung derselben herleiten will, so hat er abermals fehlgeschossen. Erst muß er beweisen, daß die ersten Menschen weiser und verständiger, als wir, ihre spätern und klügern Nachkommen, gewesen sind. Jene Behauptung gründet sich wieder auf jüdische Vorstellungen und Meynungen von einem vollkommnern Zustande unserer ersten Eltern im Paradiese; die aber, wie das Paradies selbst, bloß aus unrecht verstandenen poetischen Gemälden, Mythen und Parabeln entstanden sind, die man nicht eigentlich nehmen darf. Der Natur der Sache nach, können wol die ersten Eltern nicht so klug und erfahren, als wir, gewesen seyn. Es gehörte Zeit, Nachdenken und Erfahrung dazu, um es zu werden. Sie waren wahrscheinlich noch Kinder am Verstande, Naturmenschen, und glichen mehr oder weniger den in die Wildniß gerathenen Kindern. Erst nach und nach mußte sich ihr Verstand entwickeln, als sie sich eine verständliche Sprache bildeten; und so wurden denn mit der Zeit vernünftige Menschen daraus, die allerley nützliche Einsicht

ten und Kenntnisse, wie auch Kunstfertigkeiten sich erwerben und gute Erfindungen machten. Wir haben noch jezt davon das Bild an den wilden Völkern, die doch aber schon einen gewissen Grad von Bildung besitzen. Was man von höhern Potenzen und Einflüssen, die aus dem Weltenraume auf sie eingewirkt haben sollen, um sie von Gott und ihrer Bestimmung zu unterrichten, sagt und dichtet, ist schwer zu glauben.

Der Verfasser führt seinen Beweis von der großen Weisheit unsrer ersten Eltern auch daraus, daß alle von Pflanzen lebende Thierarten klüger wären, als die Fleischfressenden. Allein auch hierin muß ich ihm widersprechen. Der Elephant, das Pferd, das Kameel sind zwar sehr kluge Thiere; aber gibt es denn unter den wiederkäuenden Thieren nicht auch viele Dumme? Ist das Schaaf und der Dohse nicht zum Sprichworte unter uns geworden, wenn man einen dummen Menschen bezeichnen will? Was geht dagegen über die List, Klugheit und Verschlagenheit eines Hundes, Fuchses, Wolfs und anderer jagenden Thiere, die bloß vom Fleische leben? Von Natur übertreffen sie schon die andern Thiere an Klugheit; noch klüger aber werden sie durch die Jagd, so, daß sie ihren Zweck oft besser erreichen, als der erfahrenste Jäger, der allen seinen Verstand anwenden muß, um ihre List zu vereiteln. Hätten die Raubthiere nicht mehr Verstand, als die Wiederkäuenden, wie wollten sie ihr Leben erhalten, da ihnen von allen Seiten her so sehr nachgetrachtet wird! Also macht auch das Fleischessen nicht dumm, und das Gras- und Krautessen nicht klug. — Beides, klug

und dumm seyn, hängt bloß von der Organisation der Geschöpfe selbst und ihrer natürlichen Beschaffenheit ab. Verstand ist eine Eigenschaft der Seele und nicht des Körpers. Wer wird aber jezt noch den Thieren eine Seele absprechen? Denn wenn diese auch nicht so vollkommen, als die menschliche ist, so folgt daraus nicht, daß sie gar keine Seele sey. Gibt es denn nicht viele Grade und Stufen der Vollkommenheit unter den Geschöpfen? So wenig man nun den dummen Papus und Schwarzen eine vernünftige Seele absprechen kann, ungeachtet sie sich wenig oder gar nicht von einer Thierseele unterscheidet, eben so wenig darf man dem Elephanten und andern klugen Thieren die Seele absprechen. Sie steht nur eine Stufe niedriger, als die menschliche Seele.

Aus allem diesem folgt nun, daß der Mensch in der frühesten Zeit keine andere Natur und Beschaffenheit, als wir, gehabt hat.

## VII.

Entdeckung von Insekten-Nestern aus der  
Urwelt im Bernstein.

Die Naturforscher sind bis jetzt noch nicht darüber einig, was der Bernstein, der in allen Erdtheilen, am häufigsten aber an den Küsten der Ostsee und in Preußen, welches daher vorzugsweise das Bernsteinland heißt, gefunden wird, eigentlich für eine Substanz sey; ob er der Urwelt oder unsrer jetzigen Welt angehöre, und ob die Insekten, welche sich häufig in demselben finden, gleichzeitig mit der Entstehung desselben, oder wann und wie sie in ihn hinein gerathen sind? Einige machen ihn zu einem wirklichen Mineral, Andere zu einem mineralischen Oel, noch Andere gar zu Honig, welches in der Erde die Natur des Bernsteins angenommen habe. — Einige halten die darin befindlichen Insekten für urweltliche, Andere glauben darin Geschöpfe von jetziger Art zu erblicken. Nachstehende Erzählung von einer kürzlich gemachten Entdeckung, welche wir dem Dr. G. Troost von Baltimore verdanken, kann dazu mitwirken, diesem Streite ein Ende zu machen. Es wird dadurch von neuem bestätigt, was

unser Blumenbach schon längst gesagt hat, daß der Bernstein ein urweltliches Produkt und der Saft oder das Harz eines Baumes der Urwelt sey, den er den Bernsteinbaum nennt. Die darin sich findenden Insekten sind, ihm zufolge, gleichzeitig mit diesem Baumharze, und wurden beym Ausflusse desselben darin eingewickelt und damit überzogen. Sie sind also gleichfalls urweltlich. —

Ich will die wichtige Entdeckung, welche man hierin in Amerika gemacht hat, und die obiges bestätigt, aus einer unten genannten Schrift des russischen Staatsraths, Hr. von Struve, die ganz neu und noch nicht in Ferdemanns Händen ist, hier mittheilen, und glaube, den Lesern dieses Blattes einen Gefallen dadurch zu erzeigen, die nicht alles, was neu in dieser Hinsicht entdeckt wird, lesen oder sich anschaffen können. Sie ist in folgender Abhandlung enthalten:

Beschreibung einer Art von Bernstein und einer fossilen Substanz, vermuthlich das Nest eines Insekts; entdeckt zu Cape Sable, Magothy-Fluß, Grafschaft Ann-Arundel, in Maryland, von Dr. G. Troost aus Baltimore. \*)

„In einem Lager von erdiger Braunkohle, heißt es daselbst, zu Cape Sable in Maryland, von 5 bis zu 12 Fuß Dicke, welches eine große Menge von vertiefe-

\*) Beiträge zur Mineralogie und Geologie des nördlichen Amerika, nach amerikanischen Zeitschriften bearbeitet von Heinrich von Struve, Russisch-kais. Staatsrath und Minister-Residenten. Hamburg 1822.

tem Holze einschließt und mit großen 30 und mehr Fuß langen Stücken von bituminösem Holze vermischt ist, wurde eine Substanz gefunden, welche ich, bey dem ersten Anblicke, für eine Frucht hielt, und mich bemühet, etwas Aehnliches unter den Palmfrüchten zu finden. Der Irrthum klärte sich indessen bald durch die Bemerkung auf, daß das, was für den Stengel der Frucht gehalten wurde, nicht darin eingewachsen war, sondern durch die Mittheilung und zuweilen ihre Seiten durchbohrte; zwey Umstände, welche keine Aehnlichkeit mit dem Fruchtstengel haben. Die Substanz wurde daher einer genauern Untersuchung unterworfen, deren Resultat auf die Vermuthung leitete, daß es ein animalisches Produkt von einer sehr sonderbaren Beschaffenheit sey, und daß es nicht anders seyn könne, als eine Art von Auswuchs, oder Nest, welches gewisse Insekten um die Zweige und äußersten Enden saftreicher Aeste eines Baumes gemacht hatten. — Die Größe dieser Nester ist von etwa 1 bis 3 Zoll Länge; ihre Durchmesser wechseln verhältnißmäßig; wenn z. B. das Nest 3 Zoll Länge hat, so hat sein Durchmesser gewöhnlich 1 Zoll; ist das Nest 1 Zoll lang, so ist der Durchmesser  $\frac{1}{2}$  Zoll. Ihre Gestalt ist unregelmäßig, die Oberfläche rauh; — oft gleichen sie, wegen ihrer Rauheit und Farbe, der unreifen Frucht des Drangenbaums, die den Droguisten unter dem Namen bittere Drangen bekannt ist. Zuweilen gleicht ihre Oberfläche der Rinde einiger Eichenarten. Diese Oberfläche ist mit kleinen Oeffnungen oder runden Löchern von zweyerley Größe übersät. Die eine ist groß genug, um eine große

Stecknadel zu fassen, die andere ist nur ein Viertel so groß. Diese Löcher sind ungefähr auf folgende Weise . . . geordnet, und sind die Oeffnungen inwendiger Zellen . . . von einer unregelmäßigen ovalen Form. Es sind vier . . . dieser Oeffnungen in jeder Zelle; eine in der Mitte . . . des Nestes steht mit den Zweigen in Berührung, um . . . welche die Materie oder Substanz herumliegt, und 3 an der Außenseite sind die obenerwähnten Oeffnungen, von welchen die in der Mitte die größte ist. Es scheint, daß diese 4 Oeffnungen von weiblichen Insekten zum Ablegen ihrer Eyer gemacht worden sind. Die jungen Insekten, nachdem sie ausgebrütet waren, scheinen sich von der Substanz genährt und sich durch die äußere Haut durchgefressen zu haben, bey welcher Operation eine der Oeffnungen größer geworden ist, indem es ein Loch zurückließ. — Die Substanz, aus welcher diese Nester gemacht sind, ist von einer harzigen Beschaffenheit und besitzt dieselben chemischen Eigenschaften, wie Bernstein. — Die Höhlungen und Oberfläche sind oft mit kleinen Schwefelkies-Crystallen bedeckt. Die Farbe des innern Theils wechselt, wahrscheinlich in Folge der Veränderung, der sie, während ihrem langen Liegen unter der Erde, unterworfen war, oder aus andern unbekannten Einwirkungen. Einige derselben scheinen theilweise einer Schmelzung unterworfen gewesen zu seyn, in welchem Falle die innere Farbe schwarz, zum Theil verkohlt ist; einige andere scheinen in einem Zustande zu seyn, der sich ihrem ursprünglichen Ansehn nähert. Die Farbe wechselt dann

in allen Schattirungen von Gelb und Weißlichgelben bis zur Drangensfarbe."

Der Verfasser leitet nun aus dieser Entdeckung folgendes Resultat her:

„Nach der Lage zu urtheilen, in welcher wir den Bernstein finden, müssen wir schließen, daß er bereits gebildet war, bevor er in die Erde kam, und daß er durch eine bis jetzt unbekannte Ursache die Natur des Bernsteins erhielt. Es muß ein vegetabilisches Harz gewesen seyn, vielleicht von der Natur des Copals, bevor es mit seinen verwandten Bäumen verschüttet ward. Es kann nicht, wie Professor Hermstedt behauptet, ein mineralisches, durch die Einsaugung von Sauerstoff verdichtetes Erz seyn; noch, wie es die Meynung des Herrn Parkinson ist, ein verdichtetes Mineral-Öel; noch endlich, wie Patrin behauptet; Honig, durch die Zeit und mineralische Säuren modificirt und in Erdharz umgewandelt. — In allen diesen Fällen würde es in einem flüssigen Zustande in der Erde gewesen seyn; es wäre durch vegetabilische Substanzen hervorgebracht, nachdem sie verschüttet waren; — auch würden wir es in der Form von Stalactiten unterhalb der Substanzen finden, von welchen es hervorgebracht wurde. — Dies ist aber nicht der Fall zu Cape Sable; wir finden es in der Schichte von fossilem Holze oben auf, ja,  $1\frac{1}{2}$  Fuß über derselben. — Im ersten Falle würde ich fragen: woher die Insekten, welche zuweilen im baltischen Bernstein gefunden werden? Sicherlich halten sich die Insekten nicht im lebenden Zustande 100 und mehr Fuß unter der

Oberfläche des Bodens auf, eine Tiefe, in welcher die Bernsteingruben gewöhnlich bearbeitet werden. Es ist der Vernunft gemäß, anzunehmen, daß sie schon im Harze waren, bevor dasselbe in die Erde kam. — Ueberdies hat die Form, in welcher die Stücke vorkommen, mehr Aehnlichkeit mit der des Copals, als mit einer Substanz, welche flüssig gewesen und in diesem Zustande die darunter befindlichen Zwischenräume ausgefüllt hat. — Es gibt auch einen noch einleuchtendern Umstand, welche mich glauben läßt, daß Bernstein nichts, als ein verändertes Harz ist; nemlich, daß die Insekten-Nester, welche in der Schichte von erdiger Braunkohle gefunden werden, falls man sie brennt, den Geruch von Bernstein haben, sich wie diese Substanz verhalten, nur wenig auflösbar im Alkohol sind, und so weit ich im Stande gewesen bin, mich davon zu überzeugen, alle andre Eigenschaften desselben haben. Diese Nester waren nun nicht in einem flüssigen Zustande, bevor sie in die Erde vergraben wurden, sondern wurden aus einer harzigen Substanz gebildet, auf demselben Wege, wie diejenige des Coccus Lacca oder Kerr, auf den Feigen der Pagodas, der Pipiba, und einiger Arten von Croton in Indien, deren Säfte von Blättern in eine besondere Art von rothem Harz umgewandelt werden; — und haben die Natur des Bernsteins, während sie in der Erde lagen, durch dieselbe Ursache, wie andere harzige Substanzen, angenommen." —

„Diese fossilen Ueberreste können vielleicht ein helles Licht über die Entstehung des Bernsteins verbreiten, wenigstens helfen sie uns, zu bestimmen, welcher Gattung



von Bäumen er seinen Ursprung verdankt. — Unter den verschiedenen Holzarten, aus denen die Schichte von fossiltem Holze zu Cape Sable gebildet ist, und wovon, wie ich glaube, verschiedene Geschlechter dort vorhanden waren, scheint indessen doch nur Eine zu seyn, welche den Bernstein hervorgebracht hat; wenigstens habe ich ihn bloß in einer dieser Arten gefunden; und dieses Holz in seinem mineralischen Zustande ist von einem sehr dichten und festen Gefüge, welches, zufolge seiner kleinen concentrischen Lagen, einen kleinen Wuchs gehabt haben muß; wiewol diese Lagen durch den Druck, den das Holz erlitten hat, verändert seyn können, indem sie nun ein ganz flaches Ansehn haben. Aber ich bin nicht im Stande gewesen, mir über die Species, wozu es gehört, Gewißheit zu verschaffen. Es würde sehr interessant seyn, zu bestimmen, welche Art von Bäumen diesen Bernstein hervorbringen; und es scheint keinem Zweifel mehr unterworfen zu seyn, daß Bernstein seine Entstehung dem vegetabilischen Reiche verdankt. Dies war schon die Meynung der ältesten Völker, deren Geschichte uns durch Fabeln der Alten überliefert worden ist, wie wir aus der schönen Dichtung der gewagten Unternehmung des Phäton lernen, wo seine Schwestern, als sie den Verlust ihres Bruders beweinen, ihre Füße am Ufer befestigt sahen, und ihre Arme in beweglichen Zweigen ausstreckten, über welche Zephyr die silbernen Blätter der Pappel bewegt, und ihre fallenden Thränen gelbe Perlen wurden; aus welchen der köstliche Bernstein ward, der von den Griechen zum Puge der Venus gesammelt wurde.“

So weit von der Entstehung des Bernsteins. Es fragt sich nun, was für Arten von Insekten finden sich darin, aus welchem Zeitalter rühren sie her, und wie und auf was Weise sind sie in diesen Stein hineingekommen? — Ist es wahr, was Troost sagt, daß diese Geschöpfe nicht anders in die Hülle, die sie umgibt, gekommen seyn können, als bey und durch den Ausfluß des Baumharzes, das sie umgiebt; so beantwortet sich es von selbst, wie alt sie sind, und zu welchen Arten von Thieren sie gehören? Hat sie das Baumharz umschlossen, als der Baum noch vegetirte, so können sie nicht erst nachher, als schon das Harz in der Erde lag, und zu Bernstein geworden war, hineingekommen seyn. Sie sind also gleichzeitig mit jenen Bäumen, die den Saft ausschwißten, der nachher in der Erde aus Harz zu Bernstein wurde, und rühren aus der Urwelt her, deren Erzeugniß der Bernsteinbaum war. Sind aber die Thiergeschlechter nicht bloß durch die Länge der Zeit und durch Veränderung des Klima's ausgeartet, sondern sind bey dem Untergange der Urwelt ganz neue Gattungen von Thieren entstanden, die zum Theil nur noch einige Aehnlichkeit mit jenen haben; so ist es auch vergeblich, die Gattungen von Insekten noch jetzt bestimmen zu wollen, welche der Bernstein enthält. Denn sie gehören allzumal zu den ausgestorbenen Geschlechtern, und sind nicht mehr in der Welt vorhanden. Nur muß man den Bernstein nicht mit Copal verwechseln, wie häufig geschieht; so, daß man in Holland ganze Cabinette von Bernstein mit Insekten an-

legt, die fast nur aus Copal bestehen, wie der Verfasser sagt. — Nur ein Kenner kann den Unterschied bemerken.

Ich stütze mich hierbei auf den Ausspruch eines unsrer größten Naturforschers, Buffon, und anderer. Jener behauptet, daß die Insekten im baltischen Bernsteine auf dem festen Lande von Europa nicht anzutreffen wären. Dies ist auch unsers Blumenbachs, des Veteranen der Urwelt, Meynung; und schon er erklärt es für eine unmögliche Sache, völlig ähnliche Thiere aus unsrer Welt finden zu wollen, die den Bernstein-Insekten angehören. Da man nun längst von der Meynung zurückgekommen ist, daß das Holz und die Thiere der Urwelt aus Indien hierher geschwemmt worden, so müssen auch die Insekten im Bernsteine hier mit dem Baumharze, das sie eingehüllet hat, einheimisch gewesen seyn, wenn gleich ihr Geschlecht sich nicht mehr im lebenden Zustande bey uns befindet.

Der Entdecker von jenen Insekten-Nestern in Amerika sagt zwar, daß der Bernstein von Cape Sable gar keine Insekten enthielte; allein es folgt daraus nicht, daß aller Bernstein in der Welt davon entblößt seyn müsse. Ich habe, setzt er gleich auch hinzu, große Sammlungen von Bernsteine gesehen, aber nur Eine Art von Insekten im ächten gefunden. — Der größte Theil der in Cabinettern vorkommenden Bernstein-Stückchen mit Insekten ist nicht Bernstein, sondern Copal. — Sollten aber jene großen Naturforscher, welche über die Arten von Kerbthieren, die sich im Bernsteine finden, geschrieben und urtheilten, diesen nicht haben vom Copal unterschei-

den können? Dies ist nicht glaublich. Indessen kommt es vielleicht von Verwechslung beyder Substanzen her, daß man hier und da neuere Insekten für urweltliche angesehen hat. — Ist es wahr, daß, wie der Verfasser behauptet, der größte Theil von jenen Stückchen mit Kerbthieren aus Copal besteht, so wird freylich die Anzahl von urweltlichen Geschöpfen dieser Art ungemein zusammenschrumpfen. Vermuthlich ist aber, und man kann dies wol mit Gewißheit behaupten, der preussische reichhaltiger daran, als der amerikanische Bernstein. Und dann wird es nicht bloß eine, sondern es werden mehr Arten von Insekten seyn, die wir in diesem Naturprodukte finden. Dadurch muß aber natürlich unsre Kenntniß von der Urwelt und ihren Erzeugnissen sehr gewinnen.

Troost bemerkt noch Folgendes: „Dieses erdige Braunkohlenlager enthält auch eine Frucht, welche einige Aehnlichkeit mit einer Bohne hat; aber so mißgestaltet ist, daß ich nicht angeben kann, zu welcher Species sie gehört.“ — Hat aber die Urwelt ganz andere Pflanzen und Bäume gehabt, als die gegenwärtige, so wird, wie ich glaube, es gleichfalls unmöglich seyn, dieses zu bestimmen. Denn wenn gleich die vegetabilischen Ueberreste der Urwelt zum Theil unsern Palmarten und Farrenträutern gleichen, so lehrt doch eine genauere Untersuchung, daß beyder Welten Erzeugnisse nicht ganz identisch sind. Wie viele Pflanzen und Holzarten der Urwelt sind aber den gegenwärtigen ganz und gar unähnlich, und völlig von ihnen verschieden! — Auch läßt sich aus der Aehnlichkeit jener mit tropischen Pflanzen und Früchten nicht ein-

Mal mit Sicherheit schließen, daß sie wirklich tropischer Art waren, und daß wir hier also ein anderes Klima, zu ihrer Zeit hatten. Denn waren die Thiere und Pflanzen in jenen frühern Zeiten von ganz anderer Art, als die zu unsern Zeiten; so hatten sie auch wahrscheinlich eine andere Natur, und wir können nicht mehr sicher bestimmen, welchen Grad von Hitze und Kälte sie ertragen konnten? — Ihre Natur ist mit ihrem Klima und der Welt, worin sie lebten, zugleich untergegangen, und für uns auf immer verloren. Beyde werden uns also ewig unbekannt bleiben.

Endlich macht Troost noch bey dieser Gelegenheit die wichtige Bemerkung: „Die Natur scheint dies Lager von fossilem Holze als ihre Werkstätte zur Bildung des Schwefels, aus dem die Schwefelkiese bestehen, bestimmt zu haben; — wenigstens ist es gewiß, daß außer diesem Lager nicht die geringste Spur von diesem Mineral zu finden ist. Denn es kommt zum Vorscheine, sobald sich das fossile Holz findet.“ — Da nun, setze ich hinzu, die Steinkohlen gleichfalls vielen Schwefel enthalten, wie bekannt ist, so scheint dies ein neuer Grund für die Meynung zu seyn, daß dieses Mineral, wenigstens zum großen Theile, aus Vegetabilien entstanden ist. —

Aus allen jenen oben angeführten Umständen und Gründen mache ich nun den Schluß, daß der Bernstein wol nichts anders, als ein vegetabilisches Erzeugniß der Urwelt, gleich den Braunkohlen, die mit ihm aus einer Zeit und Quelle herrühren, seyn kann. Wir haben ja noch jetzt an dem Baumharze und an dem Kerr, einem

rothen Harze, das aus den Säften der Blätter einiger Arten von *Eroton* gebildet wird, Beyspiele, auf welchem Wege die Natur den Bernstein saft hervorgebracht hat, der in der Erde nur umgewandelt wurde, wie die Braunkohlen und der Schwefel, welche beyde gleichfalls vegetabilischen Ursprungs sind. —

Zugleich folget auch hieraus, daß die Insekten im wirklichen Bernstein urweltliche Erzeugnisse seyn müssen, wie ihre Hülle, die sie uns aufbewahrt hat, der Urwelt angehört. Die Erde enthält also nicht blos Ueberreste von Quadrupeden, Fischen und Vögeln der Urwelt; sondern überliefert uns auch ganz vollständige Exemplare in ihrem natürlichen Zustande von den zartesten Geschöpfen des Thierreichs dieser Welt, die oft nur wenige Tage und Stunden leben. Wir werden also mit der Zeit noch in den Stand gesetzt werden, nicht blos eine Flora der Urwelt, wie sie uns bereits Rhode, Möggerath, Baron von Schlotheim und Graf Sternberg geliefert haben, sondern auch ein entomologisches Werk, wenn auch unvollkommen, aus einer Welt, welche für uns auf immer verschwunden ist, zu erhalten. — Nil mortali-bus arduum!

Ob nun die zum Theil noch lebenden Insekten, die man in Stein- und Braunkohlen gefunden hat, auch zu den Geschöpfen der Urwelt gerechnet werden können, ist eine Frage, die noch einer genauern Untersuchung und nähern Bestimmung bedarf, und nicht so leicht zu beantworten ist, als jene, wovon die Bernstein-Insekten abstammen? Man spricht sie der Urwelt ab, weil Insekten

theils so lange nicht leben können, theils auch selbst todt den Verkohlungs-Proceß nicht würden haben überstehen können, wenn wir diesen uns gleich nicht so, als unsere Art, Holz zu verkohlen, vorstellen dürfen. Da sie indessen so gut, wie die Bernstein-Insekten, in einem urweltlichen Erzeugnisse stecken, und durch keine sichtbare spätere Gänge in ihre Höhlen hineingekommen sind, so hat es viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß sie mit jenen Bäumen, die sich in der Erde durch einen Gährungs-Proceß in Kohle verwandelten, von gleichem Alter sind, ja, daß sie vielleicht Bohr- und Holzkäfer waren, die mit ihrer Welt und ihrem Elemente, den Bäumen, selbst untergingen. Warum sollten sie sich also nicht so gut, wie Insekten im Bernsteine, im Schwefelkiese, Braun- und Steinkohlen haben erhalten können? — Allein wenn man ihnen auch kein so hohes Alter, am wenigsten im lebenden Zustande, vielleicht als Puppen und Chrysaliden einräumen will, so muß doch ihr Alter sehr hoch hinaufreichen, weil sie in einer Tiefe von vielen Lachtern stecken, wohin so leicht kein Insekt aus unsrer Welt vordringen wird. — Oder sollten sich diese kleinen Geschöpfe, gleich den lebendigen Kröten, Schlangen und Eidechsen, in harten Steinen, durch den Bildungstrieb, oder durch einen chemischen Proceß der Natur, wodurch noch immer neue Erzeugnisse, leblose und lebende entstehen, erzeugt haben? Dies ist nicht unmöglich, und sie gehören in diesem Falle zu den Geschöpfen, die, wie der Maulwurf, eine Art Fische u. s. w., unter der Erde leben. Aber auch in diesem Falle müssen die Insekten in Braunkohlen von hohem

Alter seyn, weil sie mit jenen gleichsam verwachsen zu seyn, und ein Ganzes auszumachen scheinen, oder doch von ihrer Masse eingeschlossen sind. Die Stein- und Braunkohlen-Formationen sind doch aber nicht erst von gestern her. Da nun sich keine sichtbare Zugänge zu den Höhlen dieser Geschöpfe finden, so müssen sie mit jenen Stein- und Braunkohlen-Flözen zugleich sich gebildet haben. Sie können auch nicht als Eyer in ihr Element gekommen seyn. Wie sollte dies zugegangen seyn? Eyer können sich auch in Steinen nicht zu Thieren entwickeln und ausbilden. — Dies läßt vermuthen, daß jene Kerbthiere in Steinen und Kohlen wenigstens aus einer frühern Weltperiode, als die unsere ist, herrühren. Sie müßten sich sonst auf eine uns ganz unbegreifliche Weise noch jetzt in harten Steinen bilden können. —

## A n h a n g I.

### Bemerkungen über Herders Ideen zur Geschichte der Philosophie der Menschheit.

So herrliche Ideen auch in unsers großen Herders Buche über die Geschichte der Philosophie der Menschheit herrschen: so ist doch nicht zu leugnen, daß es zugleich ganz unhaltbare Meynungen enthält; und schon der treffliche Luden hat in der Einleitung dazu hierauf aufmerksam gemacht, und einige seiner Sätze im Allgemeinen zu widerlegen sich bemüht. „Es herrscht in seinem Buche, sagt er, eine Unklarheit der Ideen, welche wol daher entstanden ist, daß er den Geist oder die Vernunft zu einer Folge der menschlichen Organisation, der Sinne und des Klima's macht, und die Sprache und den aufrechten Gang als die Quelle und Ursache der Vernunftmäßigkeit des Menschen angibt; da doch ohne Geist und Vernunft dieses alles sich nicht entwickeln konnte. — Daß durch seine Untersuchung Nichts Bestimmtes erreicht worden, kommt auch wol mit daher, daß er zu sehr ergriffen und sein ganzes Wesen von der Größe seines Gegenstandes

angefüllt war. Diese Unklarheit theilte sich der ganzen Untersuchung mit, welche nicht an Einem Faden fortläuft, sondern sich in mannigfaltigen Sprüngen hin und her bewegt. Es fehlt ihr daher nicht selten an Tiefe, und er verbirgt oft seine Verlegenheit hinter einem Reichthume wohlklingender Worte und hinter erhabenen Anreden an den Geist der Natur, wo er diesen Geist lieber in seinem Wirken hätte zeigen sollen.“ —

Eine Haupt-Ursache von allen diesen Verirrungen lag hauptsächlich darin, daß Herder eine übergroße Verehrung und Hochachtung gegen die heilige Schrift, und insbesondere das Alte Testament bewies, die in eine Art von Bibliolatrie überging. Daher sahe er die jüdischen Mythen und Sagen und die Philosopheme, welche die Juden aus der parthischen Philosophie entlehnt hatten, mit der sie im babylonischen Exil bekannt geworden waren, für göttliche Offenbarungen an, und fand darin unumstößliche Wahrheiten und übermenschliche Weisheit. Er bedachte nicht, daß sich die Offenbarung Gottes wol nicht über Geschichte, Geologie und Naturhistorie verbreitet; sondern diese weltlichen Wissenschaften dem menschlichen Verstande allein wird zu erfinden und zu vervollkommen überlassen haben. Es muß also in diesen Wissenschaften nothwendig ein Fortschreiten vom Unvollkommenen zum Vollkommenen statt finden, und es ist leicht einzusehen, daß die Naturkenntniß der Vorwelt noch nicht so groß und vollkommen seyn konnte, als unsre jegige.

Herder selbst sah auch in andern Dingen, nur nicht in diesen, die Unvollkommenheit der jüdischen Religions-

Verfassung und der heiligen Bücher der Israeliten recht wohl ein. Er urtheilt über den Nutzen und Schaden der Schriften des Alten Testaments sehr vernünftig also:

„Gut war ihre Wirkung, da Moses Gesetz in ihnen die Lehre von Einem Gott, dem Schöpfer der Welt zum Grunde aller Philosophie und Religion machte, und von diesem Gott in so vielen Liedern und Lehren dieser Schriften mit einer Würde und Erhabenheit, mit einer Ergebung und Dankbarkeit sprach, an welche wenigstens sonst in menschlichen Schriften reicht. Man vergleiche diese Bücher nicht etwa mit dem Schüking der Chinesen, oder mit dem Sadder und Zend-avesta der Perser, sondern selbst mit dem viel jüngern Koran der Mahomedaner, der doch selbst die Lehren der Juden und Christen genützt hat: so ist der Vorzug der hebräischen Schriften vor allen alten Religionsbüchern der Völker unverkennbar. Auch war es der menschlichen Wißbegierde angenehm, über das Alter und die Schöpfung der Welt, über den Ursprung des Bösen u. s. w. aus diesen Büchern so populäre Antworten zu erhalten, die jeder verstehen und fassen konnte; die ganze lehrreiche Geschichte des Volks und die reine Sittenlehre mehrerer Bücher in dieser Sammlung zu geschweigen. Die Zeitrechnung der Juden möge seyn, wie sie wolle, so hatte man an ihr doch ein angenommenes allgemeines Maaß und einen Faden, woran man die Begebenheiten der Weltgeschichte reihen konnte. Durch alles dieses haben die Schriften der Hebräer unstreitig vortheilhaft in die Geschichte der Menschheit gewirkt.“

„Indessen ist es bey allen diesen Vorthellen eben so

unverkennbar, daß die Mißdeutung und der Mißbrauch dieser Schriften dem menschlichen Verstande auch zu mancherley Nachtheil gereicht habe; um so mehr, weil sie mit dem Ansehn der Göttlichkeit auf ihn wirkten. — Wie manche thörichte Cosmogonie ist aus Moses einfach-erhabener Schöpfungs-Geschichte, wie manche harte Lehre und unbefriedigende Hypothese aus seinem Apfel- und Schlangengebisse hervorgesponnen worden. — Jahrhunderte lang sind die 40 Tage der Sündfluth den Naturforschern der Nagel gewesen, an welchen sie alle Erscheinungen unsrer Erdbildung hestehen zu müssen glaubten; und eben so lange haben die Geschichtschreiber des Menschengeschlechts sämtliche Völker der Erde an das Volk Gottes und an das mißverständene Traumbild eines Propheten von 4 Monarchieen gefesselt. So manche Geschichte hat man verstümmelt, um sie aus einem hebräischen Namen zu erklären; das ganze Erd- und Sonnensystem wurde verengt, um nur die Sonne des Josua und eine Jahrzahl der Weltdauer zu retten, deren Bestimmung nie der Zweck dieser Schriften seyn wollte! — Wie manchem großen Manne, selbst einem Newton, hat die jüdische Chronologie und Apokalypse eine Zeit geraubt, die er auf bessere Untersuchungen hätte wenden mögen! — Ja selbst in Hinsicht der Sittenlehre und politischen Einrichtung hat die Schrift der Hebräer durch Mißverständnis und üble Anwendung dem Geiste der Nationen, die sich zu ihr bekannten, wirkliche Fesseln angelegt. Indem man die Zeiten und Stufen der Bildung nicht unterschied, glaubte man, an der Unduldsamkeit des jüdischen Religionsgeistes

ein Muster vor sich zu haben, nach welchem auch Christen verfahren könnten. Man stützte sich auf Stellen des Alten Testaments, um den widersprechenden Entwurf zu rechtfertigen, der das freywillige, bloß moralische Christenthum zu einer jüdischen Staatsreligion machen sollte. Gleichergestalt ist es unleugbar, daß die Tempelgebräuche, ja selbst die Kirchensprache der Hebräer auf den Gottesdienst, auf die geistliche Verehrsamkeit, Lieder und Litaneen aller christlichen Nationen Einfluß gehabt, und ihre Anbetung oft zu einem morgenländischen Idiotismus gebildet haben. Die Gesetze Moses sollten unter jedem Himmelsstriche, auch bey ganz andern Verfassungen der Völker gelten; daher keine einzige christliche Nation sich ihre Gesetzgebung und Staatsverfassung von Grund aus gebildet hat. So grenzet das erlesenste Gute durch eine vielfach falsche Anwendung an mancherley Uebel: denn können nicht auch die heiligen Elemente der Natur zur Zerstörung und die wirksamsten Arzeneyen zu einem schleichenden Gifte werden?" —

Gleichwol macht Herder selbst noch viele unhaltbare Ideen und Meynungen, welche in den mosaïschen Schriften herrschen, zu den seinigen; woher es denn kommt, daß seine Philosophie sich so oft verirrt und so viele Fehlschlüsse macht. Ich will hier nur einige seiner Behauptungen ausheben und beleuchten, welche auf das Ganze werden schließen lassen.

Eine seiner Lieblings-Ideen ist die, daß Cultur, Sprache und Religion ein angebornes Erbtheil der Menschen und ein Gut und Vorzug seyen, die der erste Mensch

mit auf die Welt gebracht habe. — Er behauptet daher, daß das Menschengeschlecht so, wie es jetzt ist, immer gewesen sey und daß es nie einen ganz thierischen oder sinnlichen Zustand desselben gegeben habe. — Und doch nimmt er an, daß der Mensch keine angeborne Instincte habe; sondern alles durch Hülfe der Vernunft und Anbauung des Verstandes werde und erhalte; Vorzüge, wodurch er sich allein von den Thieren des Feldes unterscheidet. Brachte er also nur Anlagen zu Künsten und Wissenschaften, zur Sprache und Religion mit auf die Welt; wie konnte er denn gleich anfangs schon alles das haben und wissen, was wir, die spätern Nachkommen, erst durch tausendjährige Ausbildung der Vernunft und der natürlichen Anlagen gelernt und uns erworben haben? Kann denn ein Kind, womit man mit Recht die ersten Eltern vergleicht, schon so verständig und weise seyn, als ein Greis von 70 Jahren? Muß es nicht erst seine Anlagen und Fähigkeiten, die es mit auf die Welt bringt, ausbilden, ehe es ein verständiger Mann werden kann? Wie können also die ersten Menschen diesen Zustand übersprungen haben und schon gewesen seyn, was ihre spätern Nachkommen erst durch Mühe und Fleiß und nach langen Jahren lernen und sich zu eigen machen sollten? Mußte nicht ihr Zustand von dem unsrigen ganz verschieden seyn? —

Zwar hat dieser Zustand nun längst aufgehört, weil es jetzt kein Volk mehr im Naturzustande gibt; wir können uns also auch keine deutliche und bestimmte Idee von demselben machen. Denn alle, auch die wildesten Völker, ha-

ben diesen ursprünglichen Zustand längst überlebt und schon einen, wenn gleich nur niedrigen, Grad von Bildung erreicht. Aber wie viele Jahrhunderte mögen verfloßen seyn, ehe sie bis zu dieser niedern Stufe der Bildung kamen und heranwuchsen? Wie viel niedriger muß der Grad ihrer Bildung gewesen seyn im Anfange unsers Geschlechts, da er noch jetzt bey den Wilden so gering ist! Sollte die Lage der ersten Menschen sich wol viel von dem Zustande der Thiere unterschieden haben? — Die Thiere hatten gewissermaßen noch einen Vorsprung vor dem Menschen, weil sie mit Instincten begabt und also gleich so vollkommen waren, als sie werden konnten. Der Mensch aber mußte erst von ihnen lernen und ihre Handlungen und Beschäftigungen nachahmen, umr sich zu vervollkommen und seinen Zustand zu verbessern. Daher auch die Vorwelt den Thieren sogar Bestand und Klugheit beylegte und unter ihnen und ihres Gleichen wenig Unterschied machte. — Aber der Mensch holte seine Mistgeschöpfe durch Hülfe seiner natürlichen Anlagen halb ein und übertraf sie in der Folge noch bey weitem. Er lernte von ihnen jagen, fischen, Nester oder Hütten bauen, Höhlen ausgraben, oder bewohnen und auf Bäumen schlafen. Er bekleidete sich mit ihren Fellen, um sich gegen die rauhe Witterung zu schützen, weil ihm dieser Vorzug der Thiere, das Pelzwerk, abging. Er ahmte ihre Töne und Stimmen nach, weil es ihm an einer Sprache, die den Thieren von Natur eigen ist, gänzlich fehlte, woraus in der Folge die menschlichen Sprachen entstanden, die so mannigfaltig und verschieden sind, daß

sie nicht alle von Einer einzigen Ursprache abstammen können, wenn gleich die indische sich sehr weit ausgebreitet hat, weil in Indien ein Hauptstamm der Menschen, der weiße, entsprang. — Sogar das Beyammenleben, das Paaren und das eheliche Leben lernte er von den Thieren, wodurch die ersten großen Familien entstanden, woraus in der Folge der Stamm und die Anlage zu Völkern, Staaten und Reichen sich bildeten.

Die Religion konnte er zwar nicht von den Thieren lernen, weil es ihnen selbst daran fehlt. Aber er brauchte nur die natürliche Anlage, die er dazu besaß, auszubilden; so konnte er auch diese sich erwerben, und es bedurfte dazu keiner unmittelbaren göttlichen Offenbarung und keiner übernatürlichen Mittel, welche überall in der Natur nicht Statt finden. Anfangs war freylich die Religion des Menschen weiter nichts als Ahnen, Fühlen, Träumen; aber mit der Zeit gewann die Vernunft Plaz, und aus Träumen und Ahnungen, welche in der Vorwelt eine große Rolle spielten, wurde endlich eine vernunftmäßige Erkenntniß Gottes und seines Willens. Daher treffen wir auch, wie Herder sagt, bey allen Nationen der Erde, selbst bey den wildesten und rohesten, einen Anstrich von Religion an; der freylich oft in nichts weiter als Ahnungen und dunkeln Gefühlen besteht, aber doch ein Beweis davon ist, daß der Mensch Anlage zur Religion hat, oder ein moralisches Geschöpf ist. Man braucht also nicht anzunehmen, daß diese natürliche Anlage sich auf eine verloren gegangene Urreligion und auf Tradition beziehe oder von einer frühern Cultur zeuge. Dies ist ein bloßes



Himmelsgepinnst, welches daher rührt, weil man sich die vorigen Zeiten, besonders die regna Saturnia, viel vollkommner, besser und glücklicher, als die jetzigen denkt und sich darunter einen paradiesischen Zustand träumt. — Die Ursache, warum die natürlichen Anlagen der Menschen nicht früher ausgebildet wurden, lag bloß darin, weil es ihnen an Gelegenheit und Aufmunterung dazu fehlte. Daher blieb es bey den meisten Völkern bloß bey dunkeln Gefühlen, Ahnen und Glauben. Bey andern höher stehenden Völkern, welche vorzügliche Fähigkeiten und Anlagen besaßen und sich frühzeitig ausbildeten, erhob sich die Vernunft bald zur Erkenntniß des einigen wahren Gottes und zu vernünftigen religiösen Ideen und Einsichten; besonders in Indien, als der Wiege der Cultur und der Quelle aller ehemaligen und jetzigen bessern Religionen, der indisch-parthisch-gebernischen, so wie der jüdischen, christlichen und mohamedanischen Lehre. In andern Ländern, welche nicht unter einem so milden Himmel lagen, oder wo andere unüberwindliche Hindernisse eintraten, am Nord- und Südpol, oder im heißen Afrika und Amerika, konnte die Blüthe der Cultur nicht so gut gedeihen; sie mußte sich unter dem eisernen Scepter des Klima beugen, oder die natürlichen Anlagen der Menschen sagten der Religion und höhern Bildung nicht zu. Daher blieb der Mensch dafelbst auf einer niedern Stufe der Ausbildung stehen und erhob sich mit seiner Vernunft nicht hoch über die Thiere des Feldes. Er begnügte sich mit der niedrigsten Stufe der Religion, dem Fetischismus. — Aber auch selbst unter ungünstigen Umständen

und bey den Wilden in Nordamerika erhob sich die Religion bis zur Erkenntniß eines großen Geistes, von dem Alles herrührt, und der über die Natur herrscht. Dies ist ein Beweis, daß es keiner höhern Offenbarung bedarf, um das Daseyn Gottes erkennen zu lernen. Oder soll dieses auch eine Wirkung der Tradition seyn? — Freylich ging die Bildung und die höhere, vollkommnere Erkenntniß der Religion, welche wir bey den ältesten Völkern, den Gebern und Parsen, antreffen, in der Folge wieder verloren, und die dummen Priester und Schamanen blieben bloß bey den äußerlichen Gebräuchen stehen, ohne ihren geheimen Sinn zu begreifen, und wurden zu Baals-Pfaffen und Zauberern. Das war zwar ein Rückschritt; aber nicht von einer ursprünglichen, geoffenbarten Religion, sondern von Kenntnissen und Einsichten, die sich der Mensch selbst in diesem Fache erworben hatte. —

Herder macht dagegen die Vorwelt zu einer Art von Utopien, worin alles besser, vollkommner, weiser und vernünftiger, folglich auch glücklicher war, als in der gegenwärtigen Welt, die gleichsam nur eine verhungzte Copie, nach dieser Ansicht, einer frühern bessern Welt ist. — Daher sagt er:

„Diese lehrende Geschichte, (Moses Mythe) zeigt, daß die erstgeschaffenen Menschen mit den unterweisenden Elohim im Umgange gewesen, daß sie unter Anleitung derselben durch Kenntniß der Thiere sich Sprache und herrschende Vernunft erworben haben, daß, da der Mensch ihnen auch auf eine verbotene Art in Erkenntniß des Bösen gleich werden wollen, (war denn dies ein Verbre-

chen oder nicht vielmehr zu ihren Besten und um sich nicht durch Sündigen unglücklich zu machen, nöthig? —) er diese mit seinem Schaden erlangt, (?) und von nun an einen andern Ort eingenommen, eine neue künstlichere Lebensart angefangen habe; — lauter Tüge der Tradition, die hinter dem Schleier einer Fabelerzählung (weiter ist es auch wol nichts!) mehr menschliche Wahrheit verbergen, als große Lehrgebäude vom Naturzustande der Naturkinder. — Sind, wie wir gesehen haben, die Vorzüge des Menschengeschlechts ihm nur als Fähigkeit angeboren, (ganz recht) eigentlich aber durch Erziehung, Sprache, Tradition und Kunst erworben und herabgeerbt worden; (soll heißen, durch den Gebrauch der erwachsenen Vernunft,) so gehen die Fäden dieser ihm angebildeten Humanität aus allen Nationen und Weltenden nicht nur in Einen Ursprung zusammen; (dies ist nicht nöthig anzunehmen, weil Humanität unter allen Menschenstämmen sich erzeugen konnte und auch in gewissem Grade erzeugt hat,) sondern wenn das Menschengeschlecht, was es ist, werden sollte, mußten sie sich gleich vom Anfange an — künstlich knüpfen. So wenig ein Kind jahrelang hingeworfen und sich selbst überlassen seyn kann, ohne daß es untergehe und entarte: so wenig konnte das Menschengeschlecht in seinem ersten keimenden Sprosse sich selbst überlassen werden. (omne simile claudicat.) Menschen, die Einmal gewohnt waren, wie Drang-Utangs zu leben, werden nie durch sich selbst, gegen sich selbst arbeiten und aus einer sprachlosen, verhärteten Thierheit zur Menschheit übergehen. — (Über sind denn die Men-

schen Drang-Utangs? Herder vergift, daß wir eine Stufe höher stehen, als die Affen, und Vernunft besitzen.) Wollte die Gottheit also, daß der Mensch Vernunft und Vorsicht übe, so mußte sie sich auch seiner mit Vernunft und Vorsicht annehmen. (Wer kann denn der Natur etwas vorschreiben oder bestimmen, wie sie handeln soll?) — Erziehung, Kunst, Cultur war ihm vom ersten Augenblicke seines Daseyns an unentbehrlich; (freilich, nur nicht auf übernatürlichen Wegen, sondern durch natürliche Mittel, d. i. Vernunft, Zeit und Erfahrung), und so ist uns der specifische Character der Menschheit selbst die innere Wahrheit dieser ältesten Philosophie und Geschichte Bürge." — Wie nun aber die Elohim sich der ersten Menschen angenommen, d. i. sie belehrt, gewarnt und unterrichtet haben, darüber ist er uns meines Wissens die Aufschlüsse, die er in seinem Buche verspricht, schuldig geblieben, und Niemand nach ihm wird sie uns ertheilen können. —

Eine andere unhaltbare Idee Herders ist die, daß er die Vernunft als ein Werk der Sprache allein betrachtet; da es doch ganz umgekehrt ist. Nur die Vernunft hat den Menschen in den Stand gesetzt, sich eine Sprache zu erschaffen mit Hülfe der ihm angeborenen Sprachorgane. Denn ohne Vernunft würde er nie eine menschliche Sprache erfunden haben; eben so wenig, wie die Thiere, wenn sie auch Sprachorgane hätten, im Stande seyn würden, eine vernünftige menschliche Sprache zu finden. Wie kann also der Verfasser sagen: „So kam der Mensch auf den Weg aller Künste durch nichts, als

die innere Genesiß eines abgesonderten Merkmals und durch Festhaltung desselben in einer That oder sonst einem Zeichen, kurz! durch die Sprache. — Durch sie, und durch sie allein ward Wahrnehmung, Anerkennung, Zuerinnerung, Befignehmung, eine Kette der Gedanken möglich; und so wurden mit der Zeit die Wissenschaften und Künste geboren, — Töchter der bezeichnenden Vernunft und einer Nachahmung mit Absicht! — Wie konnte der große Mann sich so verirren, alle Künste und Wissenschaften und ihre Erfindung der Sprache bloß zuzuschreiben, die doch nur ein Werkzeug und Mittel war, das, was die Vernunft ausgedacht und entdeckt hatte, mit hörbaren oder geschriebenen Zeichen und Worten zu bezeichnen und auszudrücken, und dadurch wieder Andern mitzutheilen und es auf die Nachwelt zu bringen? Freylich half die Sprache dem Menschen bey der Andauung seiner Vernunft fort; denn ohne Sprache ist der Mensch fast nur ein halber Mensch, wie wir bey Taubstummen und in die Wildniß gerathenen Kindern gewahr werden; aber die Sprache allein thut auch nicht, und ohne Hülfe und Hinzuthun der Vernunft würde aller Unterricht und die beste vollkommenste Sprache dem Menschen wenig helfen, wie wir bey Hausthieren sehen, welche zwar unsre einzelnen Worte verstehen lernen, aber doch dadurch noch zu keinen vernünftigen Menschen werden. — Auch ist es nicht ganz gegründet, was der Verfasser sagt, daß die Taubstummen nur halbe Menschen, d. i. ohne Vernunft wären. Auch ohne Unterricht in Taubstummen-Instituten genossen zu haben, sind sie mitunter sehr ver-

nünftige Menschen, haben, wenn gleich dunkle, Begriffe von Gott und der Religion, und man hat Beyspiele, daß sie zur Schule gehen, confirmirt werden und das Abendmahl mit der Gemeine genießen. — Könnte dieses alles Statt finden, wenn die Vernünftigkeit des Menschen bloß eine Frucht und Folge der Sprache wäre? Ist nicht im Gegentheil die Sprache ein Werk der Vernunft? —

Dagegen stimme ich ganz mit ihm überein, wenn er ein beständiges Fortschreiten der Menschheit zum Vollkommenen annimmt. Denn wenn, wie er behauptet, in der Natur alles zum Höhern, Bessern und Vollkommenen fortschreitet und sogar in der leblosen Natur und bey unvernünftigen Thieren dies der Fall ist; wie vielmehr ist solches bey der Krone der Schöpfung, dem Menschengeschlechte, anzunehmen! — Gesezt denn auch, daß dieses Wachsthum im Guten, diese Ausbildung zur höchstmöglichen Vollkommenheit und Glückseligkeit sehr langsam und unterbrochen fortgeht, und sogar durch Rückschritte zuweilen aufgehalten wird; so ist doch wahrscheinlich, daß für den Menschen schon hier auf der Erde, und diese ist ja doch eigentlich seine Welt und sein Himmel! — einmal ein höherer Zustand von Glückseligkeit, Bildung und Vollkommenheit eintreten wird, der uns, als Menschen, zu erreichen möglich ist. — Wir brauchen also den Himmel nicht außerhalb der Erde, oder in der Sonne und den Sternen zu suchen; unser jetziger Wohnplatz ist schon einer unendlichen Vervollkommnung fähig und kann uns einer höhern Bildung und Glückseligkeit fähig machen, die aber unsrer begrenzten Natur und Fähigkeit ange-

maßen ist. — Denn vollkommen zu werden, wie Gott selbst, ist eine Unmöglichkeit. Was wäre alsdann noch für ein Unterschied zwischen Gott und den Menschen, dem Schöpfer und den Geschöpfen? Stufen und Unterschiede der Vollkommenheit und Glückseligkeit werden und müssen bleiben, so lange die Welt steht, und in alle Ewigkeit hindurch. —

Sehen wir nicht auch diese Hoffnung, daß es mit den Menschen immer besser werden wird, schon jetzt in Erfüllung gehen? Ist nicht die Welt und das Menschengeschlecht seit 4 — 5000 Jahren, als so lange wir etwa Geschichte und Ueberlieferungen haben, schon um ein Großes in der Bildung und Vervollkommenung weiter fortgeschritten? Sind nicht in unsern Zeiten durch Hülfe der Aufklärung und des bessern Christenthums schon viele Lasten und Uebel abgeschafft worden, welche auf den Menschen der Vorzeit ruheten und ihren Zustand zu dem eines Lastthiers herabwürdigten? Wird nicht die späte Nachwelt immer menschlicher, gesitteter und humaner werden, wenn wir nicht wieder im Guten zurückgehen? Wird nicht endlich die ganze Menschheit, wenn wir fortfahren, uns unsrer Brüder in andern Welttheilen anzunehmen, gebildet und zu uns hinaufgezogen werden? Wird nicht auch das Licht der Wahrheit sich endlich über Afrika, Amerika und Australien verbreiten, wie es schon jetzt zum Theil der Fall ist? —

Jedoch hat Euden ganz recht, wenn er sagt, daß bey der jetzigen Lage und Beschaffenheit der Erde, oder ihrer Richtung gegen die Sonne, eine allgemeine und

durchaus gleiche Bildung und Vervollkommenung des Menschengeschlechts nicht wol möglich sey. Denn in Lappland, Grönland, Feuerland und am Südpole steht das Klima einer höhern Bildung beynahe unüberwindliche Hindernisse entgegen. Aber auch diese eisigen Gegenden der Erde können künftig mehr Antheil an der allgemeinen Bildung der Menschheit nehmen, und schon jetzt sieht man ja, wie das Christenthum auch aus diesen rohen Halbmenschen mehrgebildete Menschen machen kann. Was läßt sich nicht noch von der Zukunft erwarten? — Jedoch wird immer ein Unterschied in der Bildung zwischen Menschen in kalten und in warmen Regionen bleiben. Und soll die ganze Erde, wie sie jetzt ist, ein Wohnplatz für Menschen werden, so läßt sich dieser Umstand nicht ändern und diese Unvollkommenheit nicht ganz aufheben; oder die kalten Gegenden des Erdbodens müßten ganz von Menschen entblößt und verlassen werden. Dann würde aber noch ein größerer Theil unsers Erdballs unbewohnt seyn, als jetzt, da die Eisregionen an den Polen und das Weltmeer schon einen so großen Raum einnehmen. Warum soll man aber nicht annehmen, daß unser Planet einmal eine andere Richtung gegen die Sonne erhalten werde, wie er schon einmal in der Urwelt gehabt zu haben scheint? Dadurch würde eine gleichverbreitete Wärme auf dem ganzen Erdboden entstehen, und also eine allgemeine Bildung und Vervollkommenung der Menschheit bewirkt werden, woran auch die armen Bewohner des Feuerlandes, die Fischeras, die Lappländer, Grönländer und Eskimo's Theil nehmen könnten.

Oder könnte nicht bey der einstigen Umwandlung unsers Erdbörpers die Natur des Menschen eine solche Veränderung leiden, daß er gegen das Klima weniger empfindlich und in den Stand gesetzt werde, Hitze und Kälte leichter ertragen zu können? Der Natur ist nichts unmöglich. Und sie wird gewiß einmal einen Zeitpunkt eintreten lassen, worin alle ihre Kinder sich einer höhern, gleichförmigen, ihrem Zustande angemessenen Glückseligkeit erfreuen werden, die in ihrer jetzigen Lage noch nicht zu erreichen möglich ist.

Eine andere Lieblings-Idee Herders ist, daß das Menschengeschlecht nur auf einem einzigen Punkte der Erde entstanden sey und sich von dort aus über den ganzen Erdboden verbreitet habe. Autochthonen, Urbewohner, sind ihm ein Unding, weil die Erde nur auf einem einzigen Punkte im Stande gewesen wäre, Menschen hervorzubringen, als woselbst die bildenden Kräfte der Natur auf das höchste gesteigert waren. — Alle seine Verehrer und Nachbeter haben ihm dies nachgesprochen, und glauben an diesen Ausspruch ihres Meisters noch jetzt. Aber möchte man fragen: Woher wußte denn Herder dieses so bestimmt? — Hat er etwa darüber einen höhern Aufschluß von Gott erhalten? Keinesweges! Es kommt dieser Mißgriff bloß daher, weil er die Schöpfungsgeschichte im Moses für wahre Geschichte nimmt und keinen Unterschied zwischen einem Philosopheme oder Gedachte und einer geschichtlichen Erzählung zu machen weiß. Er war, wie Juden von ihm sagt, mit dem, was er wußte und gelesen hatte, noch nicht recht aufs Reine ge-

kommen; daher gerieth er auf manchen Abweg, und viele seiner Behauptungen sind nicht haltbar. Er war, wie Juden gleichfalls sehr richtig sagt, mehr Philosophie, als Philosoph. — So viel Schönes und Erhabenes, Wahres und Wichtiges auch seine Ideen enthalten, so bleiben sie doch nur immer Ideen. — Er hatte eine große Belesenheit und brachte eine Menge tiefgedachter Ideen aus dem fruchtbaren Vorrathe seines Genies hervor; aber er hatte das, was er wußte, noch nicht recht verdauet und verarbeitet. Daher stießen wir bey ihm auf so viele Blößen und unhaltbare Sätze. Dies ist auch der Fall mit dem Paradiese, als dem Entstehungspunkte der ersten Menschen. —

Da er einmal die Schöpfungs-Mythe bey dem Moses für wahre Geschichte erklärt hatte, so mußte er nun auch die Erzählung vom Paradiese und der Erschaffung eines einzigen Menschenpaares wörtlich und eigentlich nehmen. Er versetzt also das Paradies oder die Wiege des Menschengeschlechts allein nach Asien, und zwar nach Mittel-Asien, läßt alle Menschen von einem einzigen Paare abstammen, und die ganze erste Erziehung und Bildung desselben unter Gottes unmittelbarer Aufsicht daselbst vorgehen.

„Wo erzeugte sich, sagt er, nun das Meisterstück der Schöpfung, der Mensch, die Perle der vollendeten Erde? — Nothwendig im Mittelpunkte der regesten organischen Kräfte, wo, wenn ich so sagen darf, die Schöpfung am weitesten gediehen, am längsten und feinsten ausgearbeitet war! Und wo war dieses, als etwa in

Asien, wie schon der Bau der Erde muthmaßlich macht. In Asien nemlich hatte unsere Kugel jene große und weite Höhe, die nie vom Wasser bedeckt, ihren Felsentrüben in die Länge und Breite vielarmig hinzog. — Hier also war die meiste Anziehung wirkender Kräfte, hier rieb und kreisete sich der electrische Strom, hier setzten sich die Materien des fruchtreichen Chaos in größter Fülle nieder. Um diese Gebirge entstand der größte Welttheil, (?) wie seine Gestalt zeigt; auf und an diesen Gebirgen lebt die größte Menge aller Arten lebendiger Thierschöpfung, die wahrscheinlich hier schon streiften und sich ihres Daseyns freueten, als andere Erdstrecken noch unter dem Wasser lagen und kaum mit Wäldern oder mit nackten Bergspitzen emporsahen. Der Berg, den Linné sich als das Gebirge der Schöpfung gedacht hat, ist in der Natur, nur nicht als Berg, sondern als ein weites Amphitheater, ein Stern von Gebirgen, die ihre Arme in mancherley Klimate vertheilen.“ —

Gegen diese Behauptung, die zwar mit schön klingenden Worten vorgetragen ist, und im erhabenen Style läßt sich jedoch noch manches einwenden. Zuerst erhebt er Asien zu sehr über andere Welttheile, besonders über Afrika, welches unleugbar fruchtbarer ist, und wo auch die Sonne mehr, als dort, wirken kann; wenn wir diese bey der Bildung und Erzeugung der Menschen und Thiere als Werkzeug gebrauchen und nicht lieber die Atmosphäre und electrischen Kräfte dabey wollen wirken lassen. Denn daß die ersten Menschen als Larven und Puppen, oder gar als Eyer und Würmer in der Erde von der Sonne

ausgebrütet seyn, ist höchst unwahrscheinlich. — Aber gesetzt auch, daß das Erste wahr sey, hat nicht auch Afrika, wie Amerika, hohe Gebirge und fruchtbare Thäler, welche dem Himalaya an Höhe wenig nachgeben und eben so schön, warm und fruchtbar sind, als das Thal Cachemir? Warum sollte also Asien allein im Stande gewesen seyn, Menschen hervorzubringen, oder die Wiege des Menschengeschlechts zu seyn? Kann es bewiesen werden, daß die Schöpfung in Asien am weitesten gediehen war, und am längsten und feinsten ausgearbeitet? Der Atlas, das Mondsgebirge, die Andes und Cordilleren konnten und mußten sich, vermöge des Gleichgewichts, eben so bald aus dem Wasser erheben, als der Caucasus, Taurus und Imaus. —

Daß alle Thiere der Erde und ihre Arten sich in Asien befinden und also vom Paradiese ausgegangen seyn müssen, ist auch nicht gegründet. Wir finden, je weiter wir in der Erdkunde kommen, daß jeder Welttheil und jedes Klima seine ihm eigenthümlichen Thier- und Pflanzenarten hat. Daher gibt es in Afrika, Amerika und Australien (Europa ist nur ein Anhang von Asien) Thiere, die man sonst nirgends findet, und die man vor der Entdeckung dieser uns vorher zum Theil ganz unbekannten Länder noch gar nicht einmal kannte. Woher sind diese nun gekommen, wenn das Paradies bloß in Asien war? Und warum sollte der Mensch eine Ausnahme hierin gemacht haben, und nur auf Einem Punkte entstanden seyn, da seine Halbbrüder, die Thiere, sich allenthalben erzeugten, wo Klima und Boden ihnen zusagten? — Daß die

meisten Thierarten bloß durch Ausartung und Vermischung verschiedener Gattungen, z. B. des Hundes durch Vermischung des Schakal mit dem Wolfe, entstanden seyn, ist sehr unwahrscheinlich und eben so lächerlich, als wenn ein gewisser Naturforscher alle Kohlen aus einer einzigen Art desselben, dem Urkohle, herleitete. — Amerika, das man für jünger, als die alte Welt, erklärt, ist wol nicht so jung, als man es macht; es ist nur durch spätere gewaltsame Revolutionen der Natur, die es erlitten hat, wie der Augenschein lehrt, in der Bildung zurückgekommen. Denn die untergegangenen Städte und Festungen, die alten Denkmäler, z. B. hohe Erddpyramiden, hieroglyphische Figuren in Steinen, Kunst- Erzeugnisse, als goldene Ringe und Byjouterien, die man noch in Grabhügeln und Grabmalen daselbst findet, zeugen allesamt von einer frühen Bevölkerung und Bildung dieses größten Welttheils, und beweisen, daß die jetzigen Bewohner desselben jüngern Ursprungs sind, als die Urbewohner. \*) — Selbst Australien, das man für den jüngsten Welttheil erklärt, weil es Thiere hat, die sonst nirgends angetroffen werden, ist wol so jung nicht, als man meynt. Sollte es nicht eben so gut die Wiege des Menschengeschlechts gewesen seyn können, wie Asien? Vermuthlich ist im Süden ein ganzer großer

\*) Die Ursache, warum sich die Nord-Amerikaner, Eskimo's, Grönländer, so ähnlich sehen und einerley Sprache haben, rührt davon her, weil diese Völker alle zu Einem Menschenstamme gehören, der sich im Norden bildete und erzeugte.

Welttheil untergegangen und aus der Welt verschwunden; und selbst Amerika scheint durch die große Revolution gelitten zu haben, wodurch Australien größtentheils unterging. Denn die schmale Landenge von Amerika und die spizen Vorgebirge zeugen von dem gewaltsamen Andrang des Wassers im Weltmeere, wodurch große Strecken Landes abgerissen und anderswo wieder angelegt wurden.

Herder lenket auch selbst am Ende wieder ein, wenn er sagt: „Aber genug der bloßen Muthmaßungen, die ich nicht dazu gemißbraucht wünsche, daß man dem Allmächtigen die Kraft und den Stoff, — Menschen, wo er will, zu schaffen, absprache! — Die Stimme, die allenthalben Meer und Land mit eigenen Bewohnern besetzte, konnte auch jedem Welttheile seine eingebornen Beherrscher geben, wenn sie es für gut fand.“ —

Ich stimme ihm darin vollkommen bey. Gleichwol lenket er nachher wieder ein, und sagt: „Liesse sich aber nicht in dem bisher entwickelten Charakter der Menschheit die Ursache finden, warum sie es nicht beliebte? Wir sahen, daß die Vernunft und Humanität der Menschen von Erziehung, Sprache und Tradition abhänge, (dies ist nicht ganz richtig, wie ich oben schon gezeigt habe) und daß unser Geschlecht hierin völlig vom Thiere unterschieden sey, das seinen unfehlbaren Instinct auf die Welt bringt. (Dem Menschen gab die Natur dafür Anlagen, natürliche Fähigkeiten und hauptsächlich Vernunft.) Ist dies, so könnte es schon seinem specifischen Charakter nach nicht Thieren gleich, überall in die wilde Wüste geworfen werden. Der Baum, der allenthalben nur künst-

lich fortkommen konnte, (?) sollte vielmehr aus Einer Wurzel an Einem Orte wachsen, wo er am besten gedeihen, wo der, der ihn gepflanzt hatte, ihn selbst warten konnte!! — (waren denn die übrigen Welttheile nur wilde Wüsteneyen? Ist die Erde nicht überall des Herrn? Und konnte der Schöpfer sein Werk nur in Indien abwarten? Welche anthropopatische Begriffe von Gott und dem Schöpfer der Welt!) Das Menschengeschlecht, das zur Humanität bestimmt war, sollte von seinem Ursprunge an ein Brüdergeschlecht aus Einem Blute, am Leitbände einer bildenden Tradition werden; (woher weiß der Verfasser dieses?) und so entstand das Ganze, so, wie noch jetzt jede Familie entspringt, Zweige von Einem Stamme, Sprossen aus einem ursprünglichen Garten! — (Verba sunt, praeterea quae nihil! mögte man hier auch sagen. Sind denn nicht alle Menschen Gottes Kinder und Geschwister, die zu Einem und demselben Menschengeschlechte gehören; ihre Eltern mögen nun in Asien oder Afrika und in noch so verschiedenen Weltgegenden entsprungen seyn? —) Mich dünkt, jedem, der das Charakteristische unserer Natur, die Beschaffenheit und Art unsrer Vernunft, die Weise, wie wir zu Begriffen kommen und die Humanität in uns bilden, erwäget, ihm müsse dieser ausgezeichnete Plan Gottes über unser Geschlecht, der uns auch dem Ursprunge nach vom Thiere unterscheidet, als der angemessenste, schönste und würdigste erscheinen. Mit diesem Entwurfe wurden wir Lieb'linge der Natur, die sie als Früchte ihres reifsten Fleißes, oder, wenn man will, als Söhne ihres hohen

Alters auf der Stelle hervorbrachte, die sich am besten für diese zarten Spätlinge (?) ziemte. — Hier erzog sie solche mit mütterlicher Hand und hatte um sie gelegt, was vom ersten Anfange an die Bildung ihres künstlichen Menschen-Charakters erleichtern konnte. — So wie nur Eine Menschenvernunft auf der Erde möglich war, und die Natur daher auch nur Eine Gattung Vernunftfähiger hervorbrachte: (Aber gibt es denn nicht Grade der Vernunft?) so ließ sie diese Vernunftfähigen auch in Einer Schule der Sprache und Tradition erzogen werden, und übernahm selbst diese Erziehung durch eine Folge von Generationen aus Einem Ursprunge!" —

Man kann hier wieder flüchtig sagen: verba sunt, praeterea quae nihil! Die Natur handelt so nicht, wie der Verfasser annimmt, und geht ihren ganz gewöhnlichen Gang. Sie bedient sich also auch bey der Erziehung des Menschengeschlechts keiner künstlichen, sondern ganz natürlicher Mittel, die noch jetzt im Gebrauche sind. Der Verfasser kann es mit Nichts beweisen, daß es anfangs anders gewesen, und daß die Natur sich ehemals ungewöhnlicher Mittel zur Bildung der Menschen bedient habe. Auch habe ich schon oben gezeigt, daß die Sprache nicht die eigentliche Quelle der Vernunft, und daß die Elohim nicht die Erzieher der ersten Menschen gewesen seyen. Die Religion und Bildung der Menschen kann sich also auch nicht auf Sprache und Tradition gründen.

So wie nun Herder blos Ein Paradies annimmt, so läßt er auch natürlich alle Menschen von Einem Paare abstammen, und nimmt also nur Einen Menschenstamm



an; weil er der mosaïschen Mythe getreu bleibt. Alle Verschiedenheit unter den Menschen soll bloß vom Klima und von der Auswanderung aus Indien herrühren. Das Klima hat die Menschen weiß und schwarz, gelb und braun, roth und zu Albino's gemacht. Der weiße Mensch, denn die weiße Farbe nimmt er als Grundfarbe an, wurde erst gelb, dann braun, dann schwarz oder roth, nachdem es die Umstände mit sich brachten. Denn, sagt er, es war unmöglich, daß es anders seyn konnte; der Mensch mußte sich seinem Klima assimiliren. Dies ist freylich wahr; nur fragt es sich, ob dies bloß durch Versetzung in ein fremdes Land, oder gleich bey der ersten Erzeugung der verschiedenen Menschenstämme geschah. Denn es ist ein großer Unterschied, ob die Natur und Beschaffenheit, wie auch die Hautfarbe, dem Menschen angeboren, oder ob ihm dieses alles bloß acclimatistirt ist. — Ich denke, es wäre wol vernünftiger, anzunehmen, daß jedes Klima und jeder Himmelsstrich gleich die für ihn passenden Menschen hervorgebracht und nicht erst aus einem fremden Lande habe herkommen lassen, um sie an ihren neuen Aufenthalt zu gewöhnen. Das hieße, ganz verkehrt handeln und die Existenz des Menschengeschlechts aufs Spiel setzen. — Solche Umwege nimmt die weiße Natur nicht. Sie bestimmte den ganzen Erdboden zum Wohnplaz für das Menschengeschlecht, und wollte, daß kein Theil desselben unbewohnt bleiben sollte. Daher gab sie jedem Klima und Welttheile seine eigenen Thiere und Pflanzen. Sollte sie es mit dem Menschengeschlechte anders gemacht haben; da sie zumal in allen ihren Schö-

pfungen und Bildungen die größte Mannigfaltigkeit beabsichtigte? Mußte also nicht jeder Himmelsstrich gleich anfangs seine eigene Menschenrace erhalten, wie er seine Thier- und Pflanzenarten erhielt? Was war natürlicher als dies! —

Herder war der Entdeckung sehr nahe, daß die Verschiedenheit der Menschenstämme hauptsächlich von dem Klima herrühre und von dem Boden, worin sie sich zuerst erzeugt hatten, nicht aber bloß von der Versetzung derselben aus einem Lande ins andere oder durch Veränderung des Klimas. Er schreibt an einer andern Stelle selbst alles, was der Mensch ist und hat, seinem ursprünglichen Boden und Klima zu, und behauptet, daß der Mensch, das Thier und die Pflanze mit ihrem Klima Eins, oder mit demselben auf das Genaueste vereint, d. h. ein Produkt desselben sey. — Er sagt: „die Natur mußte kein Afrika schaffen, oder es mußten auch Neger darin wohnen und sich erzeugen.“ — Dennoch kehrt er aus allzugroßer Verehrung der mosaïschen Tradition auf halbem Wege wieder um, und läßt alle Menschen von Einem weißen Paare und aus Einem Paradiese in Asien herkommen, und leitet alle jene auffallenden Verschiedenheiten der Menschen an Gesichtsfarbe, Sprache, Bildung des Körpers, Physiognomie und Geistesgaben von der Verbreitung derselben über die Erde her. Daraus erweiset sich von Neuem als wahr, was Juden von ihm sagt, daß seine Ideen noch unklar waren und daß er noch nicht aufs Reine mit seinem Systeme gekommen war. — Aber dürfen wir wol die ganze Welt nach dem kleinen Welt-

theile von Europa beurtheilen? Dürfen wir die weiße Farbe für die Grundfarbe des ganzen Menschengeschlechts annehmen und den weißen Menschenstamm für den ersten und hauptsächlichsten Stamm erklären? Sind nicht der braunen, rothen und schwarzen Menschen weit mehr, als der weißen, die nur den kleinsten Theil der Welt bewohnen? Warum will man also die farbigen Menschen bloß zu Ausartungen und Bastarden machen? — Sie sind vielmehr in ihrem Lande und Klima eben das, was wir Weißen in dem unsrigen sind, einheimische Produkte, Originale, und haben dasselbe Recht, wie wir, sich für Urmenschen oder Urbewohner zu halten. Und so, wie der Caucasus und die nordöstlichen Gebirge Asiens weiße, so mußten der Atlas und das Mondgebirge schwarze, die Andes und Cordilleren rothe und Südindien braune und gelbe Menschen hervorbringen. Autochthonen sind also kein Unding. —

Zwar beruft man sich auf die großen Völkerzüge, welche aus Asien kamen und sich über Europa verbreiteten. Aber was sind die wenigen und kleinen Völkerstämme Europa's gegen die vielen gelben, braunen, schwarzen und rothen Menschenstämme in Asien, Afrika, Amerika und Australien? Wenn gleich unser kleiner Welttheil in neuern Zeiten sich den andern furchtbar gemacht und sie zum Theil unterjocht hat; so dürfen wir doch den weißen europäischen Stamm nicht zum Urstamm machen. — Kann denn nicht auch einmal ein anderer Stamm sich die Welt unterwerfen, wenn Europa veraltet? Und wenn gleich jetzt der caucasische weiße Stamm Europa über-

schwemmt und sich unterworfen hat; folgt daraus, daß unser Welttheil vorher noch gar keine Bewohner hatte? — Dieses wäre eben so, als wenn man behaupten wollte, daß Deutschland und Europa vor dem Eindringen der Hunnen, Mongolen, Wenden, Slaven und Saracenen noch unbewohnt gewesen wären. — Zwar stammen aus dem Sanscrit und der Ursprache in Indien alle unsre jetzt bekannten europäischen Dialekte her, und sind ein Beweis, daß die Deutschen und Perser Brüder sind. Aber folgt daraus nun, daß alle Sprachen der Welt, auch die in Afrika, Amerika und Südindien gebräuchlichen, aus dem Paradiese in Indien herkommen? Wie verkehrt handeln die Etymologen, wenn sie darauf ausgehen, dieses beweisen zu wollen, und wenn sie eine Einzige Ursprache annehmen! — Uebrigens müßte es nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn sich nicht in allen Sprachen ähnliche Schalle, Laute und Worte finden sollten. —

Wenn man also auch die Menschen nicht zu verschiedenen Arten machen will, so gab es doch gewiß gleich anfangs verschiedene Stämme und Racen unter denselben, welche nicht von einander abstammten, sondern von denen jede ihr eigenes Paradies hatte. Ohne diese Einrichtung der Natur und Verfassung der Welt hätte selbst die Erde nicht in allen ihren Theilen bewohnt und angebauet werden können, und die kalten Erdsiriche mußten wüste und unbevölkert bleiben, so, wie die heißen Erdsiriche in Afrika. Denn die Menschenstämme, die in jenen kalten und heißen Klimaten leben, sind von der Natur eigenthümlich dafür eingerichtet und mit ihrem Klima Eins;

sie können nirgends anders dauern, als in ihrem ursprünglichen Vaterlande, wie z. B. die Lappen, Grönländer, Eskimo's u. s. w. beweisen. Auch haben sie sich nicht erst acclimatistirt, sondern ihr ursprünglicher Boden gab ihnen gleich die Natur und Beschaffenheit, die sich für ihren Himmelsstrich paßte. Wer wollte auch sein wärmeres und glücklicheres Klima mit jenen eisigen Regionen vertauschen? — Eben so ging es mit den heißen Steppen in Afrika und mit dem Vaterlande der Neger. — Die Natur mußte also gleich eigene Menschenrassen erschaffen, welche sich für ihren Theil der Welt paßten, wenn sie wollte daß die ganze Erde bewohnt und angebauet werden sollte. Andere Stämme durfte sie nicht dazu brauchen, die noch unbesetzten Plätze zu bevölkern, weil das Klima und der Boden ihrer Natur und Beschaffenheit nicht zusagten, und es mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden gewesen seyn würde, einen Grönländer an das afrikanische und einen Neger an das nördliche Klima zu gewöhnen. — Hieraus folgt denn zugleich von selbst, daß nicht alle Menschenstämme gleich gut und schön organisiert seyn konnten, und daß es kleine und große, schöne und häßliche, kluge und dumme, thierische und geistreiche Menschenrassen geben mußte, nach der Beschaffenheit des Bodens und Klima's. Dies brachte die Natur der Sache selbst mit sich. Daher kann man von den Papus und Lappen nicht erwarten, daß sie es uns Europäern oder einem andern gebildeten Menschenstamme gleichthun sollen. Dies macht ihre Natur und ihr Klima ihnen unmöglich!

Da Herder die jüdischen Mythen und Sagen wörtlich und eigentlich nimmt und buchstäblich erklärt, so ist es natürlich, daß er nun auch die Schöpfungsmythe selbst, die Sündfluth u. s. w. für wahre Geschichte hält. Daher sucht er denn Moses Schöpfungs-Theorie mit unsern jetzigen bessern Einsichten in der Geologie in Uebereinstimmung zu bringen, und die Widersprüche in jener so viel als möglich zu heben und zu decken. Er glaubt sogar, daß darin eine tiefe Weisheit und Naturkenntniß verborgen liege, daß Moses zuerst das Licht oder die Lichtmaterie, d. i. nach seiner Erklärung, der Aether oder das Elementarlicht, von Gott erschaffen werden läßt, weil aus dem Lichte oder Aether Alles entstanden sey. — Aber Moses wußte vermuthlich noch Nichts vom Elementarlichte oder von Lichtmaterie. Er selbst ist auch nicht einmal Verfasser dieser Schöpfungs-Mythe; er oder ein Anderer an seiner Stelle, der die 5 Bücher Moses ordnete und zusammensetzte, — nahm diese Erzählung aus der indisch-parthischen Mythologie, namentlich aus Zoroaster's Zend-avesta, worin sie fast mit denselben Worten und nur mit einigen Veränderungen vorkommt. Und da die Indier und Parsen sich früher bildeten, als die Israeliten, die noch ein rohes Volk waren, als jene schon die gebildetsten Völker der Erde ausmachten, bey denen das Licht der Wissenschaften zuerst aufging; so ist es höchst wahrscheinlich und wol keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die Juden von den Indiern, Hebern und Parsen lernten, und nicht diese von jenen. — Auch finden wir, daß der parthische Dichter und Philosoph weit consequenter in

seiner Theorie handelte, als der jüdische Erzähler, der offenbar jenem nachgesprochen und Veränderungen damit vorgenommen hat, die man wahrlich keine Verbesserung nennen kann. — So läßt Moses oder der jüdische Abschreiber dieser Mythe, Sonne, Mond und Sterne erst am 4ten Schöpfungstage entstehen. — Aber handelte nicht Zerbüsch weit vernünftiger, daß er mit der Erschaffung dieser großen Weltkörper den Schöpfungs-Act anheben ließ, da die Sonne der Central-Körper ist, um den sich unsre Erde und alle Planeten bewegen, und durch deren Licht und Wärme alles, was auf der Erde ist und lebt, entsteht, fortbauert und erhalten wird? Wie konnte ohne Sonnenlicht und Wärme das Geringste zum Entstehen kommen? Daher handelt Joroaster weit consequenter, wenn er am 4ten Tage das Pflanzenreich entstehen läßt, weil dieses ohne Einwirkung der Sonne gar nicht zur Existenz kommen konnte. — Wer von beyden Geologen, Moses oder Zerbüsch, verräth nun tiefere Einsichten in das Wesen der Natur und ihre Gesetze? \*)

Eben so sucht auch Herder das Verfahren des jüdischen Mythologen in Ansehung der Schöpfung der Vögel zu beschönigen, die er als Bewohner der Luft (?) mit den Fischen zugleich entstehen läßt, weil zwischen Luft und Wasser eine gewisse Analogie statt finde, oder beyde Eins wären. Daher man denn auch in Folge dieser Er-

\*) Jedoch ist nicht zu leugnen, daß die jüdischen Mythen geschmackvoller und weniger anstößig und unnatürlich, als die indischen und persischen sind. —

klärungsart der jüdischen Mythen, als einer höhern Offenbarung, eine große Aehnlichkeit in der innern Bildung des Gehirns beyder Thierarten bemerkt haben will, welches die Wahrheit jener Behauptung noch unterstützen soll, daß die Vögel mit den Fischen, als der niedrigsten Gattung von Thieren, zugleich erschaffen seyn sollen. Aber dies widerspricht schon dem gewöhnlichen Gange, den die Natur bey Hervorbringung ihrer Erzeugnisse zu gehen pflegt, nach welchen alles stufenweise geht, und nach welchem alles vom Unvollkommenen zum Vollkommenen fortschreitet. Die Fische gehören aber zu einer niedrigeren Art von Thieren, als die Vögel. — Und wie kann man die Vögel zu Bewohnern der Luft machen, da sie allesamt auf der Erde leben und sich nur von Zeit zu Zeit in die Lüfte erheben, ja manchen derselben, als dem Strauß u. s. w. auch dieses nicht einmal möglich ist? Wie kann auch das Gehirn der Vögel mit dem der Fische verglichen werden, da die Fische wenig, die Vögel aber viel Gehirn haben? Daher denn jene sehr dumm, diese aber sehr klug und gelehrig sind, und sogar sprechen und zählen lernen. Man denke nur an die abgerichteten klugen und geschickten Canarienvögel, welche lesen und sogar numeriren lernten, und bey denen kein Betrug statt finden konnte. —

Da Herder nicht über die Schöpfungs-Theorie im Moses hinausgeht, so nimmt er nun auch an, daß das Schöpfungswerk mit 6 Tagen abgeschlossen, und daß die Natur nicht mehr im Stande sey, noch im geringsten etwas Neues, oder auf einem andern Wege, als den

jetzt am meisten gewöhnlichen, durch Zeugung und Fortpflanzung zu erzeugen. „Die Schöpfung ist nun vollendet, sagt er, da nach dem Worte des Ewigen, d. i. nach seiner ordnenden Weisheit, die Lebenskräfte vertheilt waren und alle Gestalten angenommen hatten, die sie auf unserm Planeten erhalten konnten und sollten. Die rege Wärme, mit der der brütende Geist über den Wassern der Schöpfung schwebte, und die sich schon in den unterirdischen frühern Gebilden, ja in ihnen mit einer Fülle und Kraft offenbart, mit der jetzt weder Meer noch Erde etwas hervorzubringen vermögen; diese Urwärme der Schöpfung, sage ich, ohne welche sich damals so wenig etwas organisiren konnte, als sich jetzt ohne genetische Wärme etwas organisirt; sie hatte sich allen Ausgeburten, die wirklich wurden, mitgetheilt, und ist noch jetzt die Triebfeder ihres Wesens.“ — Und an einer andern Stelle sagt er: „Die Natur ist gleichsam durch die Gewalt des Schöpfers vollendete Kunst geworden, und die Macht der Elemente an einen Kreislauf bestimmter Organisation gebunden, aus dem sie nicht weichen kann, weil der bildende Geist sich allem einverleibt hat, dem er sich einverleiben konnte.“ —

Aber kann man hier fragen, wenn der Schöpfungs-Act mit einemale abgeschlossen war, wenn gleich anfangs alle Lebenskräfte verbraucht wurden und diese alle Gestalten schon angenommen hatten, die sie erhalten konnten; woher sind denn die jetzigen spätern Thier- und Pflanzen-Arten, ja selbst das Menschengeschlecht gekommen, die von den Erzeugnissen der Urwelt ganz verschie-

den und keine bloße Ausartungen sind? Muß nicht die Natur noch etwas Lebenskraft aufgespart haben, um unsre Welt und Schöpfung ins Leben zu rufen? — Wie könnten noch jetzt täglich Millionen Pflanzen und Thiere ohne Zeugung und Fortpflanzung, durch die bloße generatio primitiva, d. i. ursprüngliche Schöpfung, entstehen, wenn schon vor Jahrtausenden die Lebenskräfte verzehrt, die Schöpferkraft der Natur geschwächt und erschöpft wäre? Wie könnten jetzt sogar noch neue Pflanzen und Thierarten sich erzeugen, wenn das Schöpfungswerk schon vor 6000 Jahren beendet und abgeschlossen war? Daß aber noch immer neue Produkte der Natur zum Entstehen kommen, die anfangs noch nicht existiren konnten, weil ihre Existenz auf zufälligen Umständen und selbst auf neueren Erfindungen der Menschen beruhet, ist den Naturforschern eine ausgemachte Sache. —

Auch die Sündfluth nimmt er für wahre Geschichte, und hält sie für eine allgemeine Fluth, die sich über den ganzen Erdboden erstreckt habe. Jedoch glaubt er nicht daran, daß von Nochs drey Söhnen die ganze Erde wieder bevölkert sey. Jeder, der die noahische Fluth für eine indische Mythe hält, wird ihm darin bestimmen; so, wie auch in dem, was er in der Folge von den Geschlechtstafeln im Moses sagt. „Nicht anders, heißt es, ist es mit der Geschlechtstafel dieser Stämme nach der Ueberschwemmung. Sie hält sich in den Schranken ihrer Völkerkunde und ihres Erdstriches, über den sie nach Indien, Sina, die östliche Tartarey und weiter nicht hinaus-schweift. Die 3 Hauptstämme der Geretteten sind offen-

bar die Völker jenseits und diesseits des westlichen asiatischen Gebirges; — mit einbegriffen, die obern Küsten von Afrika und die östlichen von Europa, so weit sie dem Sammler der Tradition bekannt waren. Er leitet sie ab, so gut er kann und sucht sie mit seiner Geschlechtstafel zu binden; nicht aber gibt er uns damit eine allgemeine Landcharte der Welt, oder eine Genealogie aller Völker. — Die vielfache Mühe, die man sich gegeben hat, sämtliche Nationen der Erde nach diesem Stammbaume zu Abkömmlingen der Ebräer und zu Halbbrüdern der Juden zu machen, widerspricht nicht nur der Zeitrechnung und der gesammten Völkergeschichte; sondern auch dem Standpunkte dieser Erzählung selbst, die sie durch dergleichen Uebertreibung fast ganz um ihren Glauben gebracht hat. Allenthalben am Urgebirge der Welt (dem Himeia) bilden sich nach der Ueberschwemmung Völker, Sprachen und Reiche, ohne auf die Gesandtschaft Einer Familie aus Chaldäa (Noahs) zu warten! — Und im östlichen Asien, wo der Ursitz der Menschen und also auch die stärkste Bewohnung der Welt war, sind noch jetzt offenbar die ältesten Einrichtungen, die ältesten Gebräuche und Sprachen, von denen dieser westliche Stammbaum eines späten Volks nichts wußte und wissen konnte. — Es ist eben so fremde zu fragen: ob der Sineser von Cain oder Abel, d. i. aus einer Troglobyten-, Hirten- oder Acker-Gasse abstamme? als: wo das amerikanische Faulthier im Kasten Noah's gehangen habe? — Doch dergleichen Erläuterungen darf ich mich hier nicht überlassen. Genug, der feste Mittelpunkt des größten Welt-

theils, das Urgebirge Asiens, hat dem Menschengeschlechte den ersten Wohnplatz bereitet und sich in allen Revolutionen der Erde fest erhalten. Mit nichts erst durch die Sündfluth aus dem Abgrunde des Meers emporgestiegen, sondern sowohl der Naturgeschichte, als auch der ältesten Tradition zufolge, das Urland der Menschheit, ward es der erste große Schauplatz der Völker. —

Von Asien gilt das, was der Verfasser sagt, allerdings, nur nicht von der ganzen Welt. Denn auch die andern Welttheile haben ihre Urgebirge, die zur Erzeugung der Menschen tauglich waren, so gut, wie Asien und Libet. Von dem letztgenannten Welttheile wissen wir nur mehr, als von den andern, weil sich dort die Cultur frühzeitig und zu einem hohen Grade der Vollkommenheit erhob, und weil uns dabey Schrift und Tradition zu Hülfe kommen, welches bey den andern Ländern nicht der Fall ist. So wenig nun jene Stammtafel von andern fernen asiatischen Stämmen und Völkern etwas weiß, eben so wenig und noch weniger weiß sie von europäischen, afrikanischen und amerikanischen Völkern. Denn diese Nationen und ihre Wohnplätze waren für den Verfasser jener jüdischen Stammtafel eine terra incognita. — Wie unnütz ist also die Mühe, alle Nationen der Erde aus diesem Geschlechtsregister herzu-leiten! —

Obgleich dies mag genug seyn, zu zeigen, daß Herber mit seiner Philosophie noch nicht ganz aufs Reine und seine Ideen noch nicht recht zur Reife gekommen waren. Gleichwol gebührt ihm das Verdienst, daß er zu

einer vernünftigen Philosophie und Religion den Grund gelegt hat. Und wenn wir auf demselben fortbauen, so ist nicht zu zweifeln, daß unser theologisches System eine ganz andere Gestalt gewinnen, und daß man in fünfzig Jahren eben so über das, was man jetzt noch hier und da glaubt, lächeln wird, wie wir über die Meynungen und den Glauben unsrer Vorfahren lachen. —

## Anhang. II.

Ueber die Aehnlichkeit der parsischen Religionslehren und Gebräuche mit den christlichen.

Aus keiner Schrift, die mir bekannt ist, leuchtet die Aehnlichkeit der parsischen Religionslehren und Gebräuche mit den christlichen deutlicher und augenscheinlicher hervor, als aus den Mithra-Geheimnissen von Seel; \*) wenn gleich der Verfasser den Ursprung des Christenthums aus der parsischen Religion und besonders aus dem Mithra-Dienste nicht zugeben will, sondern behauptet, es könne der Ursprung der Lehre Jesus nicht historisch bewiesen werden. — Gleichwol erzählt er, daß die Mithriaca und das Christenthum zu Zeiten fast ganz in Eins liefen und so große Aehnlichkeit mit einander hatten, daß die Mithra-Berehrer sich bald, wenn es die Umstände erforderten, für Christen, bald die Christen wie-

\*) Die Mithra-Geheimnisse während der vor- und urchristlichen Zeit, von Heinrich Seel, bayerischem Regierungs-Secretair. Karau. 1823.

der für Verehrer des Mithra ausgaben, um sich gegen Religionsverfolgungen zu sichern. —

Höchst merkwürdig ist es indeß gewiß für alle, welche auf die Richtung und den Fortgang, welche wichtige Gedanken und Ansichten nehmen, merken, daß die Idee von einem Heilande und Erretter des Menschengeschlechts fast so alt, als die Welt, oder wenigstens das Menschengeschlecht ist, und, wie die Religion und die Cultur des Menschen überhaupt in Indien, als der Wiege aller Künste und Wissenschaften entstanden ist. Von den Indern ging diese Idee zu den Gebern und Parsen über, die sich durch jene bildeten, und wurde besonders vom Zoroaster, (Lehrer der Weisheit) einem Perser, mehr ausgebildet, vergeistigt und vervollkommenet. Er war unstreitig der größte Mann des Alterthums, und seine Religion gibt der christlichen wenig nach, hat vielmehr die größte Aehnlichkeit mit ihr. Von den Juden wurde die Idee von einem Erlöser der Menschen im babylonischen Exil, worin sie mit der persischen Religions-Philosophie bekannt wurden, ergriffen, aber sehr verengert, verdorben und verweltlichtet; denn sie machten aus ihrem Messias einen weltlichen Regenten, der sie von dem Joche ihrer Feinde befreien werde. Jesus aber stellte die reine Lehre vom Messias wieder her, und machte ihn wieder zum Erretter der Welt. — Er vergeistigte also die jüdische Vorstellung und machte aus dem weltlichen Könige einen geistigen, und sein weltliches Reich zu einem Reiche der Wahrheit und Tugend. —

Die Entstehung dieser Idee ging ganz natürlich zu.

Als die Vernunft der Menschen zuerst erwachte, da wurden diese auch das viele Böse und Schädliche, was in der Welt ist, gewahr, und die üblen Folgen der Sünde lasteten schwer auf ihnen. Was war natürlicher, als daß der Wunsch in ihnen erwachen mußte, von allen diesen vielen Uebeln einmal befreiet zu werden, die ihr Leben verbitterten? Dieser Wunsch ging in Hoffnung über; denn was man wünscht, das hofft man gern, und diese Hoffnung wurde endlich durch die Weisen und Propheten unter den Indern, Gebern, Parsen und Juden zur Gewisheit erhoben. Denn die Güte und Weisheit Gottes ließ ihnen einen Erretter von Sünde und Elend mit Zuversicht erwarten. Wie konnte der Schöpfer der Menschen sein Werk ohne Hülfe und Errettung im Unglück und Elend versinken lassen? Wie konnte er, der Allgütige, zugeben, daß ein mächtiges Wesen, der Urheber alles Uebels, es heiße nun Typhon, Kalengam, Ariman, Satan, oder wie es wolle, den anfangs unschuldigen und gut erschaffenen Menschen verderben, zur Sünde und zum Laster verleiten und ewig unglücklich machen dürfte? Er mußte ihm ein anderes noch mächtigeres Wesen, einen höhern Geist, er heiße nun Brama, Wischnu, Ormuzd, Mithra oder anders, entgegensetzen, welcher dem bösen Wesen Widerstand that, und es verhinderte, daß es nicht länger das Gute, was das gute Princip stiftete, verderben und vernichten konnte. Das heißt mit eigentlichen Worten: das Gute muß einmal die Oberhand in der Welt erhalten und das Böse überwinden; denn das Böse zerstört sich selbst und kann seiner Natur nach nicht von



Dauer und Bestande seyn. Auch hat jedes Uebel in der Welt von Natur schon sein Gegenmittel, das es mit seinen übeln Folgen wieder aufhebt. —

Die Inder und Parsen stellten diese große Wahrheit unter folgenden Bildern und Mythen vor. Der Schöpfer der Welt erschuf mehrere höhere und gute Geister, die ein Ausfluß aus seinem Wesen waren. Bey den Indern war Brama, bey den Parsen Ormuzd, bey den Juden der Logos, das Wort, der höchste Geist, durch welchen alles geschaffen wurde, was da ist. Auf diese höchsten Geister, die Amshaspands der Perser, sieben an der Zahl, folgte eine niedere Gattung von Geistern oder Engeln, die Ized's der Parsen, bey den Juden Erzengel genannt, als Michael, Gabriel, Uriel u. s. w. Der erste von diesen Ized's war Mithra, der Erstgeborne Sohn des Ormuzd, der Genius der Sonne, der Erretter der Menschen, der Mittler zwischen der Gottheit und Menschheit nach parthischen Vorstellungen.

Unter den höchsten Geistern befand sich nun einer, der anfangs auch gut, wie die andern war, aber aus Neid sich verleiten ließ, das Gute, was Brama oder Ormuzd schuf und geschaffen hatte, zu verderben und wieder zu vernichten. Bey den Parsen heißt er Ariman, (der Schwarze, Geist der Finsterniß, im Gegensatz von Ormuzd, Engel des Lichts) bey den Juden Satan, Beelzebub, Teufel, Diabolus. Er war es, der die unschuldigen Menschen, welche Ormuzd geschaffen hatte, zur Sünde verführte und sie dadurch ins Unglück stürzte. — Das Unglück der armen Sterblichen drang endlich bis

zum Throne des Allerhöchsten, und die guten Geister gemeinschaftlich mit den Sterblichen lagen ihrem Schöpfer an, dem Uebel ein Ende zu machen. Daher entschlossen sich Brama und Ormuzd, das Menschengeschlecht zu erretten. — Und da dieses nach der Vorstellung der Braminen nicht anders, als durch einen wirklichen Menschen geschehen konnte, so entschloß sich Brama Mensch zu werden und menschliche Natur anzunehmen, oder wie der Logos Fleisch zu werden. Er wurde unter dem Namen Rama incarnirt und geboren, besiegte das böse Princip, den Ravuna, ging nach Vollführung dieses Werkes wieder in den Himmel zurück, und war wieder, wie zuvor, Brama, ein Gott, der höchste erschaffene Geist. Eben dieses lehrt auch eine andere indische Mythe von dem Wischnu, der zweyten Person in der indischen Dreieinigkeit, dem sogar sieben solcher Incarnationen zugeschrieben werden. — In der Folge und bey den spätern Persern schrieb man dieses Werk dem Mithra, dem Erstgebornen des Ormuzd, dem ersten der Ized's zu. Die Lehre vom Mithra ist also eine spätere Entwicklung der parthischen Lehre vom Kampfe des guten Principis mit dem Bösen und seinem Siege über den Ariman. Seine Incarnation, als Erretter und Mittler, wurde aber der indischen Lehre und Mythe vom Brama und Wischnu nachgebildet. Dem die Parsen hatten nur ein lebendiges Wort, aber kein Wort, das Fleisch wurde, — wie die Inder. Von dem Mithra sagt Seel in seiner oben erwähnten Schrift folgendes:

„Basilides, (Stifter einer gnostischen Sekte der

Basiliidianer) Lehre von den Engeln gründete eine im Magismus verborgene Anschauung des Christenthums, nach welcher Mithra, der unsichtbare und höchste aller Tied's, der lichtreinste Ausfluß, der Sohn Ormuzd's, welcher die Welt in Harmonie erhält, der Urheber der moralisch-sittlichen Bande der Liebe, des Friedens und des Glücks, der König der Könige, der Heiland unsers Geschlechts, Fleisch annahm, im Leibe der reinsten Jungfrau und als Christus auf Erden erschien. — Diese Anschauung war den Eingeweihten in der Mithriaca nicht seltsam; sie faßten sie vertraut auf; es bildete sich dadurch eine Mischung von Perser- und Christenglauben, zu dem sich die heidnischen Römer geneigter bekannten, als zur rein-evangelischen Lehre. — Unter diesen Symbolen sahen sich die geheimen Christen gegen die Verfolgungen der Imperatoren und Vornehmen Roms auch mehr gesichert. Wo nicht in allen, doch in vielen Mithrahöhlen ward Christus im Bilde Mithra's geheim, mit heidnischem Opferdienste verehrt und angebetet. — Die Hauptsymbole Mithra's, das Stieropfer, verbunden mit dem Jahresfortgange im Naturleben, hatten, wie von Hammer so tiefsinnig erklärte, die auf die Evangelien gebaute geheime Deutung des blutigen Menschenopfers des Sohnes Gottes, von Mithra, dem mit göttlicher Wunderkraft begabten Mittler zwischen Gott und Menschen, dargebracht zur Vernichtung der arimanschen Erbsünde, um die Menschheit theilhaftig zu machen am Erbe des Himmels, der Unsterblichkeit und ewigen reinsten Anschauung der Gottheit."

"In den Zwischenräumen der beyden Fackelträger (auf dem Bildwerke des Mithra) verkündigt sich die herrliche Allmacht Gottes, des Schöpfers der Erde, vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange. Zugleich zeigt der Fackelträger mit der aufrechten Fackel den neuauflerbenden Weltglauben des göttlichen Heros aus Suda an, während der mit gesenkter Fackel, als Repräsentant des untergehenden Polytheismus erscheint. Nach diesen verborgensten Geheimnissen der Mithriaca war dieselbe wol ein magischer Zweig des Christenthums, — legtes aber keinesweges eine Ableitung der ersten. — Wenn auch das unblutige Opfer mit Brod und Kelch altpersisch ist und in die christliche Vorzeit gehört; — so konnten sich die vernunftmäßigen Ideen und verborgensten Anschauungen im Organismus der Mithriaca erst nach dem Leben und Tode Christus bilden, — erst in der Periode des Christenthums, wie auch das darin aufgenommene Liebesmahl und die Wassertaufe nach evangelischem Sinne." — \*)

Ich gebe dem Verfasser gern zu, daß der Mithradienst mehreres vom Christenthume aufgenommen hat, um sich mit demselben zu amalgamiren. So viel ist aber auch nicht zu leugnen, daß die Idee vom Mittler zwischen Gott und den Menschen, das blutige Opfer, welches der Gottheit für die Sünden vom Mithra, dem Erlöser der Menschen dargebracht wurde, und andere im Christenthume aufgenommene Gebräuche schon im Parfiss

---

\*) Die Mithrageheimnisse. S. 698.

mus vorhanden waren. Und wie würden die Mithraverehrer die christlichen Ideen und Gebräuche so willig aufgenommen haben, wenn nicht beyde einander so ähnlich gewesen und aus einerley Quelle entsprungen wären? —

Mithra war der erste der Ized's, einer niedern Classe von Geistern, der erstgeborne Sohn des Ormuzd, der Mittler zwischen Gott und den Menschen. Im Parsenglauben, sagt Seel selbst, ist die Erlösung eine Angelegenheit des ersten der Ized's, weil der Parse nur ein lebendes Wort, aber kein Wort das Fleisch wurde, erkennt. Es liegt im Mithra, als Mittler, unverkennbar die dunkle Ahnung der Erlösung! — Der erste Mithra wurde zwar nicht von einer Jungfrau geboren, sondern entsprang aus einem Steine, wie das Feuer, als Sinnbild der Sonne oder als Lichtgeist. In der Folge ließ man ihn aber auch incarnirt werden. Schon die Kirchenväter erkannten diese Aehnlichkeit des Parsismus mit dem Christenthum, und um nicht zuzugeben, daß die Christusreligion aus jenem seine Ideen, Meynungen und Gebräuche entlehnt habe, ließen sie den Teufel dem später entstandenen Christenthume einen Streich spielen, und die christlichen Lehren dem Heidenthume schon vorher verrathen, um erstes verdächtig und verächtlich zu machen, wenn man die Aehnlichkeit zwischen beyden gewahrte. — Wer erkennet nicht gleich das Absurde eines solchen Vorgehens? Kann es denn dem Christenthume zur Schandegereichen, daß die Welt schon früher vernünftige Vorstellungen von Gott und dem Erlöser hatte? Ist es nicht vielmehr ein Beweis von seiner Vernunftmäßigkeit, und

was kann demselben mehr zur Ehre gereichen, als diese? — Daß schon die Vernunft lange vor Jesus die Wahrheit seiner Lehre erkannt und geglaubt hat? Ist aber die Lehre von einem Versöhner schon lange vor Jesus in der West und im Parsismus enthalten gewesen, wie konnte sie erst nach der Stiftung des Christenthums den Persern bekannt werden? Nein, sie ist eine rein indische Idee! —

Mit Recht sagt deswegen Seel in seinen Mithrageheimnissen selbst:

„Die Natur bedarf bisweilen vieler Jahrhunderte, um das hervorzubringen, was in die Wirklichkeit übergehen soll. — Das Christenthum entstand sehr langsam! — Die ersten Grundlagen zu demselben waren in den großen Monarchieen des Orients geworfen worden. Schwerlich wird sich jemals nachweisen lassen, wie Persien und Aegypten durch den Pythagoras auf Unter-Italien und Sicilien, dieses durch Platon auf Griechenland, dieses durch Alexanders Eroberungen wieder auf Aegypten, dieses durch die Therapeuten auf Judäa, und Judäa durch den Orden der Essäer auf die gesammte Römerwelt zurückgewirkt habe; ein solcher Zusammenhang läßt sich nur ahnen, nicht darstellen. Allein wenn der Urheber des Christenthums, wie es nach Josephus und Philo sehr wahrscheinlich ist, seine Bildung von den Essäern erhielt, welche die ihrige den ägyptischen Therapeuten verdanken; so sind wir berechtigt, bis zu Platon und Pythagoras aufzusteigen, und die Wiege des Christenthums selbst im Oriente zu suchen. — Die vollkommenste und erhabenste Lehre, welche es je gegeben hat, ist alsdann

nicht urplötzlich, und wie auf Einen Schlag, sondern sehr allmählig entstanden; — was der Natur der Dinge, wie wir sie noch immer erkennen, sehr angemessen ist."

„Welcher Kenner des Alterthums, fährt Seel fort, gesteht nicht, daß in einzelnen Mythen der Griechen die tiefstinnigsten Philosopheme über Gott und Welt enthalten sind? Welcher Leser des Platon hat sich nicht, wie sehr er auch Christ seyn mochte, begeistert gefühlt von der Erhabenheit der Anschauungen, die aus den Werken dieses Philosophen spricht? Es läßt sich gar nicht leugnen, daß sich die Idee eines Weltengottes unendlich reiner in den Werken dieses Griechen antreffen läßt, als in den Urkunden des Christenthums! — Allein dies war gar nicht die Idee, deren es in denen Zeiten, worin das Christenthum geboren wurde, bedurfte. Für diese genügte die Idee eines Gottes des Menschengeschlechts. — Denn wenn man alles erwägt, was vorhergegangen war, so muß man bekennen, daß in dieser Idee eine weit moralischere Kraft lag, als in jener. Die Völker, durch Geseze und Verfassungen lange entzweit, hatten noch nicht aufgehört, sich gegenseitig zu hassen; wiewol die Waffengewalt der Römer alle die Schranken zertrümmert hatte, die bis dahin die nächste Veranlassung zur Feindschaft gewesen waren. Ging also nicht eine versöhnende Idee über diese Völker aus; so war nichts natürlicher, als daß sie fortfuhren, sich zu zerfleischen und daß der Gegensatz von Herrschen und Dienen immer furchtbarer und zerstörender wurde. Gerade in diesem Betrachte

war die Idee eines Gottes des menschlichen Geschlechts (eines Vaters, eines Gottes der Liebe) von vorzüglicher Nützlichkeit. Der Vater aller Menschenkinder leistete unendlich mehr, als der platonische Weltgott, der als bloße Idee dem Herzen nichts sagte." —

Es ist allerdings wahr, was der Verfasser hier sagt, daß die Idee eines Menschengottes, eines Gottes der Liebe, welche in der Religion Jesus die herrschende ist, fruchtbarer und nützlicher für die Welt war, als die Lehre von einem Gott des Universums, oder als der Particularismus der Juden, deren Jehovah nur ein Volksgott war. — Auch jetzt noch, nachdem das römische Reich längst zertrümmert ist und seine Herrschaft aufgehört hat, ist es noch immer nöthig, und von großem Nutzen, Gott, als den Vater aller Menschen vorzustellen. Denn die Menschen denken und handeln fast noch immer eben so feindselig gegen einander, als damals, ob sie gleich schon meistens Christen sind. Aber daraus folgt nicht, daß Plato's Idee eines Weltengottes, dessen Gebiet sich nicht bloß über unsere kleine Erde, sondern über das ganze Sonnensystem, und nicht bloß über dieses, sondern auch über unzählige andere Sonnensysteme erstreckt, die alle von vernünftigen Wesen bewohnt werden, weniger erhaben gewesen sey, als irgend eine andere. — Plato war ein Philosoph und Gelehrter, und sein Auditorium bestand gleichfalls aus Gebildeten und Gelehrten. Jesus aber war ein Volkslehrer und redete zu dem großen Haufen; er sahe mehr auf das Practische, auf die Bildung und Besserung des Herzens. Seine Zuhörer würden jene

platonischen Vorstellungen vom Weltall nicht einmal begriffen haben. Daher stellte er Gott als die Liebe und als den Vater aller Menschen vor, wobey er sich mehr Gutes versprechen durfte, als von dem Glauben an einen Weltgott. Plato sah zugleich mehr auf die Bildung des Verstandes, wenn er gleich auch ans Herz sprach und das Gefühl zu Hülfe nahm, um zu wirken; deswegen wirkte seine Lehre nicht so allgemein, als Jesus Predigt. — Sollte man hier aber nicht fragen: Wenn schon Plato so erhabene, und noch erhabenere Ideen von Gott, als Jesus, hatte, wie der Verfasser zugibt; bedurfte es denn noch einer besondern nähern Offenbarung Gottes durch den Messias? Besteht nicht das Verdienst Jesu hauptsächlich darin, daß er das, was bisher ein Geheimniß der Schulen gewesen war, öffentlich oder von den Dächern predigte und zur Volkslehre machte? —

Warum wollen wir es also nicht lieber eingestehen, daß die Lehre von Einem Gott schon früher als das Christenthum in der Welt war, und daß Plato's und Zerkub's Lehre sehr nahe mit Jesus Lehre verwandt sind? Von dem letzten sagt Seel selbst in der Folge:

„Griechen, Römer und Orientaler sind darin ein, daß Zoroaster ein Geist der ersten Größe, ein außerordentlicher Mann war. Ein Gewebe von Wundern erzählen die Alten über seine Geburt, sein Leben und Sterben; wir lernen daraus den Genius seines Zeitalters erkennen. — Er starb ungefähr 550 Jahre vor Christus, und machte die Perser bekannt mit dem Allerbäufsten, seinem Wesen, der Unsterblichkeit der Seele, der Töbten

auferstehung, (welche die Juden erst im babylonischen Exil von ihm annahmen, und die dadurch ins Christenthum kam) mit den Principien des Guten und Bösen. Seine Gesetze fanden Glauben vom Euphrat bis zum Indus, man erkannte sie als einzigen Weg zum Heile; denn erhaben und groß sind die Ideen, die er sich vorzüglich nach dem uralten Naturmythus Indiens von der Gottheit bildete und den Banden und Beziehungen aller Wesen zu einander. Rein ist seine Zugendlehre, sie athmet Menschlichkeit, sie zeigt ein auffallendes Zusammen treffen mit den Hauptlehren des Christenthums, dessen nähere Beleuchtung wir erleuchteten Theologen überlassen.“ —

In der Folge gesteht er selbst ein, daß alle Religionen aus dem Parsismus geschöpft haben, welches seinen übrigen Äußerungen widerspricht.

„Aus der parsischen Philosophie, sagt er, schöpften Juden und Christen, Griechen und Römer. — Von den Christen wurden die geheiligten Religionsbücher Persiens, wie sich der Abbe Foucher äußert, evangelisirt, von den Philosophen platonisirt und von den Ketzern gnostisirt. Jeder suchte diese Philosophie in sein Eigenthum zu verwandeln und wollte Zoroasters Schriften besser, als andere, kennen und verstehen.“

„Wenn irgend etwas, setzt er in einer Note hinzu, im Stande ist, Achtung für abgewichene Jahrhunderte zu erzeugen, so sind es die Anschauungen der Gnostiker und Manichaer vom Universum, (deren Religion aus der par-

fischen und christlichen zusammengesetzt war.) Wir führen hier nur einige Züge aus *Manes Theodicea* an:“

„Von Ewigkeit her ist die intellectuelle Welt und die Materie, als Chaos gedacht, da. Jene ist die Fülle alles Göttlichen und Geistigen; diese die Fülle alles Materiellen und Wandelbaren. In der intelligibeln, d. i. erkennbaren, Welt lagen die Elemente des Heiligen, Guten, Rechten, Schönen und Wahren, wie in der Materie die unentwickelten Keime der Erde, des Wassers, der Luft, des Feuers, des Aethers und der, jedem Elemente angemessenen, lebendigen oder vegetirenden Dinge. Die höchste Heiligkeit, Wahrheit, Güte, Gerechtigkeit und Schönheit in einem ewigen, unveränderlichen, selbstständigen Wesen gedacht, erzeugt die Idee des Grundwesens der intelligibeln Welt, die Idee der Gottheit. Gott ist seiner vorstellbaren Natur nach das Licht, welches die ganze intelligible Welt durchbringt, wie die Sonne das Planetensystem: ein Licht, das nicht von den Sinnen empfunden, sondern bloß im Verstande gedacht werden kann. (Gott wohnt in einem Lichte, sagt auch die heilige Schrift, wozu Niemand kommen kann.) — Die Heiden und Juden hatten keine Kenntniß der intelligibeln Welt; wilde Macht der Sinnlichkeit verhinderte sie, dieselbe zu erlangen. Nicht der Juden Gott, sondern die Weisheit eines einzigen wahren Gottes hat die ganze sichtbare Welt, als ein Abgebilde der intelligibeln wirklichen Welt, erbauet: damit in derselben das Menschengeschlecht von dem Verderben der Materie sich reinige, (d. i. sich ausbilde und von einem unvollkommenen Zustande in

einen vollkommnern übergehe) und zum Leben in der eigentlichen und wahren übersinnlichen Welt sich fähig mache, (d. i. für den Himmel oder eine künftige bessere Weltperiode sich bilde.) — Da das große Weltgebäude in seinen Verhältnissen, in seiner Ordnung und Bewegung zusammengehalten werden mußte: so übertrug Gott diese Zusammenhaltung einer höhern Intelligenz, *Omophorus* (Centripetal-Kraft?) genannt. Damit diese aber nicht ermüde, so gesellte er ihr eine kräftigere Intelligenz, den *Splenditens* (Centrifugal-Kraft?) bey. — Der klägliche Zustand, in welchem die himmlischen Seelen und die ganze Menschheit durch die Vereinigung mit Körpern, wie durch die Vermischung des Lichts mit der Finsterniß gerathen waren, sollte einem bessern Platz machen. Zu diesem Endzwecke sandte der Allerhöchste Christus, den wahren Mithras, mit dem reinsten Lichte Gottes erleuchtet, reich an himmlischer Weisheit und unzertrennlich mit der Gottheit vereint. — Seine Sendung hatte einen doppelten Zweck. Der eine bezog sich auf den *Omophorus*, auf die Unterordnung des Physischen unter die sittliche Weltordnung, durch welche der Verstand die Endzweckmäßigkeit der sichtbaren Welt erkennen sollte; der andere betraf das Menschengeschlecht. Sein Amt war selig zu machen und Heiland zu seyn, — und dies geschah durch Offenbarung des göttlichen Reichs und durch heiligen Wandel.“ \*) —

Man sieht hieraus zur Genüge, wie die gnostischen

\*) *Grundriss d. gnost. Theol.* S. 695.

manichäischen, parssischen und christlichen Ideen und Dogmen in Eins laufen, und daß sowol die Christen und Juden, wie die Gnostiker, aus der parssischen Religions-Philosophie geschöpft haben; denn diese liegt bey allen sichtbar zum Grunde. Haben nicht Johannes Vorstellungen von Jesus, dem Logos, dem Worte, die größte Aehnlichkeit mit dem lebendigen Worte der Parsen, wodurch alles geschaffen wurde? Ist das, was die Gnostiker und Manichäer, ein Cerinth, Cerdo, Marcion, Basilides und Manes, von Christus sagen, wol viel verschieden von dem, was Johannes und Paulus von ihm lehren? daß der *logos* vom Anfange und bey Gott, ja Gott selbst war, daß durch ihn Alles gemacht worden, was gemacht ist? Daß das Wort Fleisch geworden oder gleich dem Mithra incarnirt sey, und daß man seine Herrlichkeit gesehen habe, als die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater? — Stellt sich nicht auch der Mithra der Perser, der erstgeborne Sohn des Ormuzd, der erste der Izebs, als der Eingeborne dar, der ins Fleisch kam und Mensch wurde, um die Menschen zu erlösen und der Mittler zwischen der Gottheit und Menschheit zu werden? Die Aehnlichkeit zwischen beyden ist auffallend. Wie Jesus in einem Stalle (Höhle) unter Ochsen und Eseln geboren wurde, so auch Mithra; wie die Weisen aus dem Morgenlande Jesu Geschenke brachten, so auch dem Mithra. — Dieses beweiset die Abbildung von der Geburt des Mithra in den Catacomben zu Rom, welche Seel in Kupfer stechen lassen und nebst andern Mithrabildern seinem Buche beygefüget hat. Die Aehnlichkeit der Geburt von beyden ist

so groß auf diesem Bilde, daß sogar die Magier oder Weisen aus dem Orient das ganze persische Costüm, die spitze Mütze, den weiten Rock mit einem Gürtel zusammengehalten u. s. w. haben. Die Aehnlichkeit zwischen beyden liegt auch noch darin, daß, wie Herr von Hammer in seiner Erklärung Mithra's (in der Wiener Litt. Zeit. 1816. Nr. 92. S. 1462.) sagt, der Geburtstag oder der natalis solis invicti (des Mithra) am 25ten December, wie der Geburtstag Jesus, gefeyert wurde. —

Zu welcher größern Reinheit verklärt, strahlen indessen, dies ist auch nicht zu leugnen, die erhabensten Ideen des ältesten Morgenlandes, welche in der Folge zwar durch mancherley Mythen verunstaltet wurden, aus den Worten und Thaten Jesus hervor! Hier ist mehr, denn Soroaster und Menu, kann man wol sagen. — Er, durch die Ueberzeugung von seinem hohen Berufe, das große Werk der Menschenerlösung zu vollbringen, (wie der heidnische Orient dieses bereits vom Mithra gehoffet) und Mittler zu werden zwischen Gott und Menschen, er, durch die Ueberzeugung von diesem hohen Berufe erfüllt, begeistert, ergriffen, tritt hervor, entschlossen, Alles muthig und standhaft zu thun und zu leiden, was ein solches Unternehmen mit sich brachte. \*) Daher heißt es mit Recht von ihm in der Schrift: als die Zeit erfüllet war,

\*) Hierauf beziehen sich seine Aussprüche: Ich und der Vater sind eins; ehe denn Abraham war, bin ich (gewesen); ich bin vom Vater ausgegangen und gekommen in die Welt; wiederum verlasse ich die Welt und gehe zum Vater u. a. m.

sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe und unter das Gesetz gethan, auf daß er die, die unter dem Gesetze waren, erlösete, daß sie die Kindenschaft empfangen, Gott gefällige Menschen werden könnten. Einer mußte dieses schwere Geschäft, die Besiegung des bösen Principis, die Zerstörung des Reiches des Teufels, übernehmen. Und wer war wol dazu geschickter, als unser Jesus, der große Jugendheld, der edle Menschenfreund, der das edelste Herz besaß, und die reinste Tugend übte, der entschlossen war, für die Tugend und Religion Alles zu wagen und aufzuopfern? Sein Enthusiasmus für die gute Sache war so groß, daß er keine Gefahr scheute, und mitunter sogar Gewalt und sein göttliches Ansehen gebrauchte, um sein großes Werk, die Menschenlösung, die Befreyung von Irrthum und Laster, zu vollbringen. Er trieb die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel und stürzte die Tische der Wechslter um; sein Eifer in seinem Berufe und die Begeisterung war bey ihm so unbegrenzt, daß er einst das Volk, das mit Gewalt zu ihm ins Haus drang, und ihn in seinem Geschäfte störte, mit dem Knüttel hinaus trieb; — so, daß ihn sogar seine Brüder und Verwandten für verrückt hielten, und die Juden geradezu erklärten, er sey rasend, besessen und habe den Teufel. — Und als er endlich der weltlichen Macht und seinen Feinden nicht länger Widerstand leisten konnte; so lieferte er sich ihnen freywillig in die Hände, um durch seinen Tod die Wahrheit seiner Lehre zu bestätigen, um die Menschen vom größten Uebel, der Sünde, zu befreien, sie mit Gott zu versöhnen, und der

Mittler zwischen Gott und Menschen zu werden. Welch ein edler Zweck! — Welch ein erhabenes Werk! Welch eine große Aufopferung von seiner Seite! Und er hat dieses große Werk glücklich vollbracht. Was die Weisen der Vorzeit schon vor Jahrtausenden wünschten und vorhersehen, das ist durch ihn zu Stande gekommen. Er hat uns durch seine erhabene Lehre den Weg gezeigt, wie wir besser und vollkommener werden, uns von den Fesseln der Sinnlichkeit lösmachen und das Böse überwinden können. Die Würde des Menschen ist durch ihn gerettet, das Bild Gottes, das wir an uns tragen, wieder hergestellt; wir können nun die Unschuld und Reinheit des Herzens, womit der Mensch im Paradiese geschaffen wurde, wieder erlangen, wenn wir anders wollen; wer seiner Anweisung folgt, kann ein guter, rechtschaffener, weiser und verständiger Mensch und Bürger des Reiches Gottes werden, des Reiches der Tugend und Wahrheit, das Jesus als Messias stiftete und das sich bis jenseits des Grabes erstreckt. \*) Deswegen konnte er noch im Tode mit Recht sagen: es ist vollbracht; Vater, ich habe vollendet das Werk, das du mir zu vollenden aufgetragen hast.

\*) Daher sprach er einst zu den Juden: Von nun an werde ich sehen des Menschensohn kommen in den Wolken des Himmels &c.; wenn aber des Menschensohn (der incarnirte Logos) kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle Engel mit ihm u. s. w. Vater, betete er, ich will, daß auch die bey mir sind, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen &c. &c. Daher erwarteten auch die Jünger und ersten Christen die Zukunft Jesu zum Ge-  
richte täglich und stündlich, weil sie ihn unrecht verstanden.



Das ist die erhabene Lehre und That Jesu Christi! Indem wir sie dankbar verehren, und darin Licht, Trost, Hoffnung suchen und finden, wollen wir aber so manche hohe und merkwürdige Ideen des ältesten Morgenlandes nicht unbeachtet lassen. Warum sollten wir die ältesten Völker der Welt und ihre berühmteste Männer, Kinder desselben einigen Gottes, wie wir, und unter seinem allwaltenden Einflusse stehend, wie wir, warum sollten wir, frage ich, diese ältesten Vorfahren, die sonst so edel und gut, so groß und mächtig, so klug und geschickt, so weise und gelehrt waren, daß wir ihren Schriften unsre ganze jetzige Bildung verdanken, für Vermorfene erklären, und bloß deswegen verachten und verwerfen, weil sie mehrere Jahrtausende vor uns in der Welt lebten, und noch nicht Alles so gut und deutlich einsahen, als wir, ihre spätern Nachkommen, auf ihren Schultern stehend, besser einsehen könnten? Ist nicht das, was sie geschrieben und gelehret haben, auch uns zur Lehre, zur Warnung, zur Besserung geschrieben? Wir wollen also lieber das, was sie unter Bildern und in Mythen vortrugen, in simple Wahrheit einkleiden, nemlich, daß das Gute in der Welt endlich die Oberhand über das Böse erhalten, daß das Menschengeschlecht immer an Vollkommenheit wachsen, und daß endlich einmal, vielleicht bey einer neuen, künftig bevorstehenden Umwandlung unsers Erdkörpers, eine Weltperiode eintreten wird, worin unser Geschlecht umgebildet, und zu einer höhern Stufe der Bildung und Vollkommenheit erhoben werden wird. Wir wollen diese selige Hoffnung willig ergreifen, uns bey den

jetzt uns noch drückenden Uebeln damit trösten, daß es einmal besser mit uns werden wird; und die Hülfe willig ergreifen, die uns Jesus, der Lehrer der Wahrheit, das Licht der Welt, der Erretter vom Menschenelend, der Anfänger und Vollender unsres Glaubens, der Leben und Unsterblichkeit an's Licht gebracht hat, darbietet, um dadurch von Mängeln und Unvollkommenheiten immer mehr befreuet und zu seinem künftigen bessern Zustande geschickter zu werden.

## A n h a n g III.

### Widersprüche in den Schriften großer Geologen.

Es ist zum Erstaunen, in was für Widersprüche die größten Naturforscher und Geologen gerathen, blos, weil sie nicht gern gegen die Mythen des Alten Testaments anstoßen wollen; und wie sie sich krümmen und winden, um die Ergebnisse, welche aus ihren Entdeckungen und Nachforschungen entspringen, mit den schwachen Einsichten der Vorzeit in Uebereinstimmung zu bringen! Den ältern Geologen und Geognosten, als einem Scheuchzer, Leibniz, Silberschlag, Buffon, de Luc, Justi u. s. w., ist solches eben nicht zu verargen; sie sind durch ihr Zeitalter so ziemlich entschuldigt. Aber wenn jüngere Gelehrte aus dem 19ten Jahrhundert noch eben so beschränkte Einsichten verrathen, und eben so befangen in ihren Urtheilen sind; oder besser, wenn sie noch keine vernünftige biblische Exegese verstehen und die alten Schriftsteller, besonders die orientalischen, wozu auch die Bibel gehört, nicht richtig, mit Geschmacl und Vernunft auszulegen wissen: so muß man billig darüber sich verwundern. Ich will

hier nicht einmal von den Gelehrten Hollands und Englands reden; denn diese sind hierin noch um 100 Jahre wenigstens hinter uns zurück; — sondern blos der Deutschen und Franzosen erwähnen. Die Holländer verwerfen alles, was nicht mit der Dordrechter Synode und ihrem Landescatechismus übereinstimmt. Die englischen Geologen aber eifern meistens noch gegen alles, was, ihrer beschränkten Exegese nach, nicht buchstäblich mit der Genesis übereinstimmt. So haben noch vor Kurzem zwey Geologen daselbst, G. Young und J. Bird, gegen Cuviers Epochen des Erdballs und gegen die Lehre von mehreren Formationen überhaupt sich erklärt, die man in dem Schooße der Erde antrifft. Die organischen Reste, behaupten sie, liegen gleich zerstreut durch alle Lager, und diese sind nicht verschiedene, durch Zeiträume von einander getrennte, Formationen; sondern nur eine, unter dem Meere gebildete. Aber selbst das Wort Formation ist ihnen anstößig; sie setzen daher Schöpfung an die Stelle desselben. Allein die Einseitigkeit, mit der sie von einem kleinen Theile Englands, den sie untersuchten (die Grafschaft York) auf die ganze Erde schließen, so, wie die Schlüsse selbst, machen ihrem Scharfsinne wenig Ehre. —

Aber auch unter den Franzosen und Deutschen, sogar Protestanten, fehlt es nicht an solchen, die sich dieses Fehlers, gegen die Regeln und Grundsätze einer vernünftigen Schriftauslegung anzustoßen, schuldig machen, und was sie von der einen Seite behaupten, von der andern wieder leugnen, oder so einschränken, daß am Ende

von ihrer Behauptung nichts übrig bleibt; und das alles, um nicht gegen den Köhlerglauben anzustoßen, oder sich einen Ausweg offen zu erhalten, wenn sie angefochten werden sollten. — Als Beyspiel diene hier eine Cuvier und sein Uebersetzer Nöggerath; aber auch Schubert, von Hoff u. a. m. machen sich dieses Fehlers schuldig.

Jedoch ich muß das, was ich hier behaupte, wol mit Thatsachen beweisen, weil ich nicht verlangen kann, daß meine Leser es mir auf mein bloßes Wort glauben sollen. Ich werde mich aber bloß auf das, was Cuvier in seinem berühmten und gelehrten Werke: *Recherches sur les ossemens fossiles*, welches Nöggerath übersezt oder im Auszuge geliefert und mit seinen Anmerkungen begleitet hat, von dem Alter der jetzt bewohnten Erdoberfläche, von der Existenz urweltlicher Menschen, von der Sündfluth und dem Untergange der ersten Welt sagt, hier einschränken. \*) Hieraus wird erhellen, daß auch die größten Gelehrten in Widerspruch mit sich selbst gerathen können, und oft nicht einzusehen fähig sind, trotz aller ihrer tiefen Gelehrsamkeit, was der natürliche Menschenverstand auf den ersten Blick einsieht. —

Cuvier hat in seinem berühmten Werke die verschiedenen Epochen, welche unsere Erde durch natürliche Revolutionen, Feuer und Wasser, Austretungen des Meers und seine Niederschläge und Anschwellungen erfahren hat, nachgewiesen, und auch die verschiedenen Formatio-

---

\*) Cuviers Ansichten von der Urwelt, verdeutschet und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Jacob Nöggerath. Bonn 1822.

nen und Erzeugnisse, welche aus diesen Veränderungen und Umrwandlungen unsers Erdkörpers entsprangen, deutlich und gründlich uns vor Augen gelegt. Er hat durch seine Entdeckungen bey Mont-Martre und in den Gipsbrüchen bey Paris hinlänglich bewiesen, daß die Urwelt ganz andere Thiere hatte, als die jetzige; er hat mehr als 70 Arten von Thieren ans Licht gezogen, die jetzt entweder ganz ausgestorben sind, oder von denen doch nur noch Abarten in der Jetztwelt vorkommen. So wahr dieses ist, und so viele Verdienste er sich auch durch diese Entdeckungen um die Naturkunde erworben hat, da er einer der Ersten war, der diese Wahrheit ins Licht setzte, so hat er doch eben diese Wahrheit, die ihm so große Ehre macht, in eben dem Buche gewissermaßen widerrufen, oder zum Theil wieder umgestoßen. — Ob ihn dazu die Furcht vor der französischen Clerisey und den mächtigen Jesuiten, oder sonst eine andere Ursache vermocht hat, will ich nicht untersuchen und muß es dahin gestellt seyn lassen. Aber Nöggerath hatte doch nicht nöthig, sich vor Verfolgung zu fürchten und vor Verleherung bange zu seyn.

Gleichwol behaupten beyde, daß die jetzige Oberfläche der Erde nur etwa ein Alter von 5 bis 6000 Jahren habe, und wollen dieses mit de Luc aus den ältesten Monumenten, die wir auf der Erde finden, beweisen. Aber welch ein Schluß! Konnte denn die Oberfläche der Erde nicht lange vorher da seyn oder sich ausbilden, ehe sie bewohnt wurde? Und konnte sie nicht lange vorher schon von Menschen bewohnt werden, ehe diese im Stande wa-

ren, solche dauerhafte Denkmale zu errichten und zu erbauen, als noch jetzt von ihnen übrig sind? —

Cuvier behauptet ferner, ganz im Widerspruche mit seinen vorher angenommenen Epochen und Formationen, daß die urweltlichen Thiere mit den jetzigen zu gleicher Zeit geschaffen worden, und daß folglich keine Reihenfolge derselben Statt finde. Daß die urweltlichen Gebilde untergegangen oder ausgestorben wären, käme bloß daher, weil die Revolutionen der Erde nicht allgemein, sondern nur örtlich gewesen, und weil die ausgestorbenen Thierarten gerade in den Gegenden gelebt hätten, welche vom Meere bedeckt worden, und also untergegangen oder von der Erde verschwunden wären. Als aber die Wasserbedeckung in der Folge nachließ, und die Länder wieder aus Trockne gesetzt wurden, nahmen die noch jetzt vorhandenen Thierarten, die in andern Gegenden der Erde lebten, jene leeren Plätze wieder ein und bevölkerten die Länder aufs neue, welche entvölkert waren. — Aber wo bleiben bey dieser Hypothese die verschiedenen Epochen und Formationen? — Wie konnte denn jede Ablagerung und Erdschicht ihre eigenen Erzeugnisse hervorbringen, wie wir sie noch in der Natur oder Erdoberfläche vorfinden, wenn alles, was da ist, zu gleicher Zeit geschaffen wurde? Hat nicht sogar jetzt noch jeder Welttheil seine eigenen Gebilde und Thierarten? Warum entstand nur durch die Wanderungen der Thiere aus einem Welttheil in den andern, keine Vermischung derselben, oder eine Gleichförmigkeit aller Länder der Welt hierin? Wie kamen denn, wenn nicht eine zweyte oder dritte Schöpfung vorging,

die Thiere aus einem Welttheile in den andern, über das Meer, über die hohen Gebirge und großen Wüsten? Ist nicht überdem jede Thiergattung an ihr Klima gebunden? Wie konnten Thiere aus Afrika oder Süd-Indien in Europa, Asien und im Norden leben? Hätten nicht müssen große Länderstrecken ganz unbewohnt bleiben, aus Mangel an schicklichen Thieren? Oder können sich die Thiere, wie die Menschen, an jedes fremde Klima und alle Nahrungsmittel gewöhnen? Wo bliebe da der Vorzug des Menschen vor den Thieren? —

In eben solche Widersprüche verwickelt er sich in Ansehung der Existenz der urweltlichen Menschen. — Erst behauptet er, die Urwelt wäre jetzt unter dem Meere begraben, und also die Menschen derselben, die er vorhin ganz ableugnete, mit ihrer Welt untergegangen und jetzt auf dem Meeresboden zu suchen; und doch will er aus dem Mangel am Vorkommen fossiler Menschenknochen auf dem Continente beweisen, daß es keine Menschen in der Urwelt gegeben habe. — Heißt das wol folgerecht denken und urtheilen? — Die Acten, wegen des ehemaligen Daseyns von urweltlichen Menschen sind also noch keinesweges geschlossen; und wenn einmal der Meeresboden wieder zum festen Lande werden sollte, obgleich wir es nicht erleben werden, so wird es sich ausweisen, ob nicht die Urmenschen wieder zum Vorschein kommen, wie jetzt die Mammuths ans Licht gezogen werden. Bis dahin müssen wir uns denn, wenn Cuvier recht hat, gedulden. Aber hoffentlich werden noch früher Menschenknochen aus der Urwelt im Schooße der Erde ent-

deckt werden, und wer weiß, was bey Köstlich und sonst wo schon geschehen ist? —

Um alles das, was ich jetzt gesagt habe, noch besser zu beweisen, oder um nicht den Verdacht der Partheylichkeit oder der Kezerey auf mich zu laden, will ich hier das gründliche Urtheil eines mir unbekannten Recensenten im *Hermes*, welches mir ganz aus der Seele geschrieben ist, hersehen, und dasselbe für mich reden lassen. Es lautet so:

Der Verfasser beginnt: „Wenn man genau untersucht, was auf der Oberfläche der Erde vorgegangen ist, seit sie zum letztenmale ertrocknete, und die Continente ihre damalige Gestalt, wenigstens an ihren etwas erhabenen Theilen erhielten, so sieht man deutlich, daß diese letzte Revolution, und folglich auch die Bildung der jetzigen menschlichen Gesellschaften nicht sehr alt seyn können.“ —

„Wir müssen zuerst bemerken, sagt Recensent, daß hier von der ganzen Oberfläche der Erde die Rede ist, folglich von einer allgemeinen Bedeckung des Landes vom Wasser, was aber mit der vorhergehenden Erklärung (daß die Erdrevolutionen und Wasserbedeckungen nur partiell gewesen) im Widerspruche steht. Die letzte Behauptung vom Anfange der menschlichen Gesellschaft setzt die vorhergehende, daß es keine fossile Menschenknochen gebe, als erwiesen voraus, und steht also noch auf zweifelhaftem Boden.“ —

Der Verfasser fährt fort: „Wenn wir die Wirkungen von der in der Jetztzeit thätigen Ursachen für einen

gegebenen Zeitraum messen, und das Resultat davon mit denjenigen Wirkungen vergleichen, welche seit Anbeginn der Thätigkeit jener Ursachen erfolgt sind; so kann man ungefähr die Epoche bestimmen, wo diese Thätigkeit begonnen hat, welches nothwendig eine und dieselbe seyn muß, mit derjenigen, worin die Continente ihre heutige Gestalt annahmen, oder wo der letzte plötzliche Zurücktritt des Wassers Statt fand.“ (S. 106.)

„Wir müssen hier bemerken, sagt Recensent, daß die Behauptung, daß die Epoche, wo die jetzt sichtbaren Wirkungen jener Ursachen anfangen, nothwendig eine und dieselbe Epoche sey, wo die Continente ihre heutige Gestalt erhielten, theils auf einer unerweislichen Voraussetzung, theils auf unrichtiger Anwendung an sich richtiger Sätze beruhet.“ — „Alle geschichtliche Ueberlieferungen und Denkmäler reichen nicht über 5 — 6000 Jahre hinauf, sagt Cuvier; die Völkergeschichte also bestätigt die Neuheit der Continente; folglich wird geschlossen, sind auch die jetzt bewohnten Länder nicht früher bewohnbar, oder nicht früher da gewesen, sie waren bis dahin vom Meere bedeckt. Sehen wir den Schluß genauer an, so ruhet er auf zwey unerwiesenen und unerweislichen Voraussetzungen.“

„Erstens, daß die Ansiedelung der Menschen auf den jetzigen Continenten und die Bildung dieser Continente selbst in einen Zeitraum zusammen fallen. Aber wie kann dies bewiesen werden? — Das zufällige Zusammenreffen der Zeiträume, in welche vorhin die Bildung der jetzigen Continente gesetzt wurde, und nun die Bildung

der menschlichen Gesellschaften auf denselben gesetzt werden, hat an sich durchaus nichts Beweisendes, weder für die eine, noch die andere Annahme. — Aus der Zusammenstellung beyder ergibt sich nichts, als der klare Satz: daß die Continente schon gebildet seyn mußten, als die Menschen sich darauf ansiedelten, mehr nicht. Das wahre Alter der Continente in ihrer jetzigen Gestalt möchte schwerlich der Geolog ausmitteln; daß die Gründe aber, aus denen der Verfasser auf ihr geringes Alter schließt, auf unrichtigen Voraussetzungen beruhen, haben wir oben gezeigt.“

„Wenn Recensent nun auch das oben angeführte geschichtliche Resultat, daß kein menschliches Denkmal höher, als 5—6000 Jahre hinaufreicht, gern unterschreibt; so fragt sich doch zweytens: was für den Zweck des Verfassers daraus gefolgert werden kann? Nichts anders, als daß um jene Zeit menschliche Gesellschaften eine Stufe der Bildung erreichten, durch welche sie fähig wurden, Ueberlieferungen und geschichtliche Denkmäler zu hinterlassen; keinesweges aber, daß um diese Zeit erst Menschen auf den jetzigen Continenten sich niedergelassen. — Will man beydes zusammen folgern, so muß abermals angenommen werden: daß die ersten sich ansiedelnden Gesellschaften schon einen Grad der Bildung mitbrachten, der sie der gesellschaftlichen Ueberlieferung fähig machte. — Dann muß die Geschichte der letzten Revolution selbst überliefert seyn, und so lösen alle Räthsel des Geologen über die letzte Umwandlung der Erdoberfläche sich in den Kasten Noah auf! — Warum sagt der Verfasser dies

nicht gerade heraus? Daß er es in der That so meynt, geht aus dem, S. 197 aufgestellten, Endresultate aller seiner Untersuchungen hervor. Es heißt daselbst: „Ich glaube daher mit de Luc und Dolomieu, wenn irgend ein Gegenstand der Geologie feststeht, so ist es der, daß die Oberfläche unsrer Erde eine große und plöglich eingetretene Revolution erlitten hat, deren Epoche nicht viel über 5—6000 Jahre hinaus reichen kann. — Daß durch diese Revolution derjenige Theil des festen Landes, auf welchem vormals die Menschen und die heutiges Tages lebend gekannten Thiere wohnten, in Abgründe versenkt worden und gänzlich verschwunden sey; — daß dieselbe Revolution dahingegen den Boden des vorigen Meers auf's Trockne gesetzt, und dadurch das jetzt bewohnte Festland gebildet habe; daß seit dieser Revolution die kleine Zahl von Individuen, welche dieser Catastrophe entgangen sind, auf der neuen, auf's Trockne gekommenen, Erdoberfläche sich verbreitet und vermehrt habe, und daß folglich seit jener Epoche erst die menschlichen Gesellschaften progressiv sich wieder gebildet, sich förmlich niedergelassen, Denkmäler errichtet, naturhistorische Thatsachen gesammelt, und wissenschaftliche Systeme erbacht haben.“

„Wir bemerken hierbey nur, daß durch dieses Endresultat abermals mehrere früher als allgemein aufgestellte Sätze und Behauptungen einen ganz andern Sinn erhalten. — So soll z. B. der bestimmte Satz: es gibt keine fossile Menschenknochen, nur sagen: es gibt dergleichen nicht auf den jetzigen Continenten; sie sind zwar wirklich vorhanden, aber vom Meere bedeckt.“

„Indem der Verfasser das gesammte alte Land, auf welchem vor der Revolution die Menschen und die jetzt lebenden Thiere wohnten, im Meere untergehen läßt, so bleibt freylich kein anderes Mittel übrig, die Stammeltern der gesammten jetzt — auf dem Lande — lebenden Welt auf die neugebildeten Continente hinüber zu bringen, als ein Schiff! — Denn selbst die obige Erklärung, nach welcher zwar ein Festland nach dem andern untergeht, aber doch immer ein Theil des Landes verschont bleibt, von dem die Thiere wieder auswandern, scheint durch dies Endresultat wieder modificirt zu werden. — Wir brauchen unsere Leser wol nicht erst aufmerksam darauf zu machen, wie so ganz anders sich das alles gestaltet, wenn man die Epochen der Thierwelt, wie sie anfangs aufgestellt wurden, beybehält.“ (S. 142 — 43.)

„Von Seite 70 — 81 werden die Grundsätze entwickelt, denen der Verfasser bey der Bestimmung der verschiedenen fossilen Knochen der Vierfüßer folgte.“

„Die Verdienste, welche sich frühere Naturforscher erworben, werden billig anerkannt; man wird dem Verfasser aber Recht geben, wenn er behauptet, daß ihre Arbeiten sich nur auf einzelne Gegenstände beschränken, und in ihm den vorzüglichen Begründer einer Wissenschaft ehren, die für die Thiergeschichte und die Geschichte der Erde selbst so unendlich wichtig ist.“ —

„Der Verf. gibt dann Seite 81 — 82 eine Uebersicht der Resultate seines großen Werks über die fossilen Knochen in Rücksicht der Gattungen und Arten der Thiere selbst.“

„In Rücksicht der Arten sind mehr als 70 derselben den Naturforschern zuverlässig unbekannt gewesen; 11 ober 12 haben eine so vollkommene Aehnlichkeit mit bekannten Arten, daß man gar nicht an ihrer Identität zweifeln kann; die andern zeigen mit bekannten Arten viel Aehnlichkeiten, aber die Vergleichung hat noch nicht so genau angestellt werden können, um alle Zweifel über die Identität zu beseitigen. In Rücksicht der Gattungen sind unter 70 unbekannten Arten beynahe 40 aus neuen Gattungen. Die andern Arten gehören zu bekannten Gattungen oder Untergattungen. Unter den 100 Arten gehört  $\frac{1}{4}$  ungefähr zu den eyerlegenden Vierfüßern, und alle übrigen zu den Säugethieren. Unter diesen sind mehr, als die Hälfte nicht wiederkäuende Huftiere.“ —

„Der für die Geologen wichtige Abschnitt: Verhältnisse der Thierarten zu den Gebirgslagern, folgt nun Seite 83. Die Resultate sind folgende: Zur Zeit der Bildung der primitiven Gebilde fand noch kein animalisches Leben auf der Erde statt; mit den ältesten secundären Gebilden treten Conchylien, Fische und eyerlegende Vierfüßer auf. Diese letztern kommen unter und in der Kreideformation vor; diese Erscheinung scheint schon anzuzeigen, daß auf's Trockne gesetzte Erdreiche und süße Wasser vor der Bildung der Kreide existirt haben. Landsäugethiere und namentlich die untergegangenen Gattungen, kommen erst geraume Zeit nachher und nur in Lagern vor, welche auf den großförmigen Kalkstein folgen. — Die Lager des groben Kalksteins deuten auf ein langes Verweilen des Meers auf unsern Continenten hin.

Die Lager über dem groben Kalle sind unruhige Anschwemmungen oder Ablagerungen in süßen Wasser. In diesen Schichten finden sich nun alle Reste von Säugethieren, und die Periode ihrer Bildung scheint zwischen den vorletzten Zurücktritt und die letzte Irruption des Meers zu fallen.“ —

„In diesen Lagerungen findet aber eine Ordnung in den Lagerverhältnissen der Knochen statt, welche auf eine merkwürdige Aufeinanderfolge ihrer Arten hindeutet. In den untersten und ältesten Schichten kommen die Reste der untergegangenen Gattungen vor; dann folgen über ihnen die untergegangenen Arten bekannter Gattungen; endlich in dem jüngsten angeschwemmten Boden, die Reste bekannter Arten.“ —

Demnach zerfiel die ganze Thiergeschichte in drey Epochen: 1) die Epoche der untergegangenen Eyerleger; 2) die Epoche der untergegangenen Säugethiergattungen und Arten, und 3) die Epoche der jetzt lebenden Thierwelt. — Der Verfasser stellt diese Epochen indeß nicht als so zuverlässig auf, daß sie keinem Zweifel Raum gäben. „Man muß, sagt er Seite 87, nicht glauben, daß diese Classification der verschiedenen Arten des Vorkommens der Knochen auch eben so scharf anzunehmen sey, als die der Thierspecies, und daß diese Lagerungs-Verhältnisse eben so bestimmte Merkmale an sich tragen, als die letzten. Es gibt viele Gründe, daß es sich nicht so verhalten könne.“

Er zählt nun mehrere Gründe der Art auf, und schließt zuletzt: „Wenn ich auch zugebe, daß gegen diese

Epochen einige Einwürfe von denen gemacht werden können, welche einige besondere Fälle leicht in Anschlag bringen; so bin ich doch nicht minder überzeugt, daß diejenigen, die das Ganze der Erscheinungen ins Auge fassen, sich nicht bey diesen speciellen Schwierigkeiten aufhalten, sondern mit mir erkennen werden, daß wenigstens eine, und sehr wahrscheinlich zwey Folgen in der Klasse der Vierfüßer, welche die Oberfläche der Erde vor der heutigen Thierwelt bewohnte, Statt gefunden haben.“

„Wenn deutsche Geologen auch nicht die Einseitigkeit verkennen, die in diesen Resultaten liegt, da der Verfasser allerdings mit zu weniger Umsicht örtliche Verhältnisse als allgemeine betrachtet zu haben scheint; so erkennen sie doch das große Verdienst desselben überhaupt und die Wichtigkeit der von ihm gemachten Entdeckungen an.“

Recensent kann aber nicht umhin, bey Cuviers Ansicht auf folgende Punkte aufmerksam zu machen:

Erstens, wenn wir auf die Abweichungen in den Lagerungs-Verhältnissen, welche durch die früher bestandene Absonderung der Binnenmeere vom allgemeinen Ocean entspringen, nicht einmal Rücksicht nehmen; so muß dies System schon aus dem Grunde zu einseitig seyn, weil es allein auf die Reste des Thierreichs und hier nur auf die Reste der Vierfüßer gebauet ist, wie auch der Uebersetzer in einer Anmerkung sagt. Eine vollständige Theorie kann allein aus einer umfassenden Vergleichung der Thier- und Pflanzenreste und ihrer Lagerungs-Verhältnisse hervorgehen. Cuvier erkennt dies S. 40 selbst an, ohne jedoch bey der weitem Ausführung



seines Systems darauf Rücksicht zu nehmen. Die hier noch gar nicht in Vergleichung gezogenen Pflanzenreste haben dadurch eine große Wichtigkeit, daß sie unendlich zahlreich durch fast alle Flöszlagerungen verbreitet, und besser und vollständiger erhalten sind, als die Thiere. Wie wenig aber kennen wir noch eine Flora der Vorwelt! Der Uebersetzer erwähnt zwar, — und ganz stimmt Recensent darin mit ihm überein, — der Verdienste, welche Graf Sternberg und Baron von Schlotheim sich um diesen Gegenstand erwerben; aber in ihren Werken wird erst der Anfang einer Forschung sichtbar, die noch ein unübersehbares Feld vor sich hat." —

„Zweitens findet Recensent in Cuviers eigener Erklärung seiner Epochen, in Bezug auf sein System überhaupt, eine unauf löbliche Schwierigkeit. Beym Lesen des Cuvierschen Werks und der Beleuchtung seiner Epochen, daß zuerst die eyerlegenden Vierfüßer auftraten, und durch eine Revolution der Erde wieder untergingen; daß dann Säugethiere, aber lange nachher, und nur jetzt ganz unbekante Gattungen, auftreten und wieder untergehen, und auf sie ein drittes Thiergeschlecht folgt: — aus dem allen muß sich die Idee entwickeln, daß die Bedingungen und Formen des thierischen Lebens auf der Erde von den Verhältnissen der Erde überhaupt abhängen, und daß diese Verhältnisse der Erde in den Revolutionen, die sie trafen, durch welche Cuviers Epochen getrennt sind, eine Veränderung erlitten, wodurch dann eine Veränderung in den Formen des thierischen Lebens erfolgen mußte, — ältere Thiergeschlechter traten ab, und neuere an ihre

Stelle, bis auch ihre Stunde geschlagen hatte. — Cuvier selbst scheint diese Idee klar auszusprechen. Von den Geschöpfen des Meers heißt es Seite 11: „Bey solchen Aenderungen in der Natur des allgemeinen Fluidums konnten nur schwierig dieselben Thiere darin leben. Es geschah dieses auch wirklich nicht. — Ihre Arten, selbst ihre Gattungen veränderten sich mit den Lagern.“ — Und weiterhin: „Es hat also in der animalischen Natur eine Folge von Veränderungen gegeben, welche mit den chemischen Veränderungen des Fluidums correspondirt; und als das Meer unsere Continente zum letzten Male bloß legte, wichen seine Bewohner nicht sehr von denen ab, die es heute noch nährt.“ —

„Was hier nun so deutlich von den Thieren des Meers gesagt wird, würde man schon der innern Consequenz wegen, auf die Thiere des festen Landes übertragen müssen, wenn es auch der Verfasser selbst nicht an vielen Orten seiner Schrift voraussehen schien, ja es ganz deutlich ausspräche und zwar in denselben oben angeführten Worten, daß wenigstens eine und sehr wahrscheinlich zwey Folgen in der Klasse der Vierfüßer auf der Oberfläche der Erde, vor der jetzigen Thierwelt Statt gefunden haben.“ —

„Diese Vorstellung macht nun eine Erklärung nöthig; wie, wenn gleichsam veraltete Thiergeschlechter nun abtraten, die neuen Geschlechter ihnen folgten? Ob sie den neuen Verhältnissen der Erde angemessen, sich aus den

alten Geschlechtern entwickelten; Metamorphose der Thiere, — wie mehrere neuere Naturforscher behaupten; oder ob sie, den neuen Verhältnissen angemessen, auch neu hervor- gebracht wurden? — Der Verfasser entscheidet diese Frage von Seite 89 bis 101 in dem Abschnitte: Die verloren gegangenen Arten von Vierfüßern sind keine Abarten der noch lebenden. Die Idee der Metamorphose wird verworfen und die Unveränderlichkeit der Arten mit vielen Gründen unterstützt. Aber eben so wird Seite 99 die neue Hervorbringung der nachfolgenden Geschlechter gleichfalls verworfen! — Es heißt: „Wenn ich nun nach obigem behaupte, daß die fossilen Gebirgslager die Knochen mehrerer Gattungen, und die angeschwemmten Gebilde dieselben mehrerer Arten enthalten, welche nicht mehr vorhanden sind: so spreche ich noch nicht die Nothwendigkeit aus, daß es einer neuen Schöpfung bedurft hätte, um die jetzt lebenden Arten zu erzeugen; ich sage nur, daß letztere nicht an demselben Orte wohnten, und aus andern Gegenden dahin gekommen seyn müssen.“ —

„Nun folgt eine ausführliche Erklärung, deren wesentlicher Inhalt folgender ist: daß alle Gattungen und Arten von Landthieren der Erde, die früher darauf gelebt haben, und noch darauf leben, auf Einmal geschaffen worden sind, wird vorausgesetzt. Die Thiere waren aber so auf der Oberfläche der Erde vertheilt, daß mehrere Gattungen und Arten nur auf einzelne Gegenden beschränkt waren. — Ereigneten sich nun örtliche Irruptionen des Meers, so gingen sie unter. Das Meer trat

nun aber wieder zurück, und so kamen aus andern Gegenden andere Thiere an ihre Stelle. Das Meer raste diese abermals hin, und da es abermals zurücktrat, wurde die Gegend durch neue Ankömmlinge bevölkert. Dies Schicksal traf wol alle Länder der Erde, und so wanderten die Thiere von einem Welttheile zum andern, und Neuholland wird in der Tiefe seiner Lager eben die Wechsel nachweisen, als Europa.“

„Dadurch erhalten nun freylich die oben angeführten Epochen einen ganz andern Sinn. In Bezug auf die Landthiere bezeichnen sie nur gewisse Wanderungen, woher? ist unbekannt, — und eine Verminderung der Gattungen und Arten durch plötzliche Irruptionen des Meers; und wenn es oben hieß, daß eine oder zwey Folgen von Landthieren vor der jetzigen Thierwelt auf der Oberfläche der Erde gewohnt haben; so ist die Erdoberfläche hier nicht ganz zu verstehen, und es soll nur heißen, die in Frankreich oder Europa vor den jetzt hier lebenden Thieren gewohnt haben. — Selbst in Bezug auf die Irruptionen des Meers bekommen jene Epochen einen beschränkten Sinn. Denn wenn der Verfasser (S. 46) hofft, durch ein gründliches Studium der fossilen Knochen die Zahl und die Epochen der Irruptionen des Meers kennen zu lernen; so muß man wieder hinzudenken: in Frankreich, in Europa, oder an irgend einem besondern Orte, da seit der Schöpfung der Landthiere alle Irruptionen des Meers doch nur örtlich seyn konnten, weil sonst die Landthiere gänzlich hätten untergehen müssen.“

„Warum macht der Verfasser nicht auf den Unterschied in den Ideen und Vorstellungen aufmerksam? Gesah es vielleicht absichtlich nicht? Wurde die ganze Erklärung, nur gewissen Eiferern zu gefallen, gegeben, in der Voraussetzung, der denkende Leser werde von selbst den Contrast bemerken und das Wahre finden? Warum wird der factisch angenommene Unterschied zwischen See- und Landthieren in dieser Hinsicht nirgends ausgesprochen? Bey den Seethieren wird Metamorphose oder neue Erzeugung geradehin angenommen; bey den Landthieren wird beydes verworfen. — Wo sind die Gründe dieses Unterschiedes? Warum werden sie nicht angegeben? — Recensent muß bekennen, daß er auf alle diese Fragen in dem Buche selbst keine Antwort finden kann.“

„Seite 101 wird der Satz aufgestellt: „Es gibt keine fossile Menschenknochen.“ Der Streit über diesen Gegenstand ist bekannt, wird aber durch alles, was hier Cuvier und ihm gegenüber sein Uebersetzer — dem wol von Schlottheims letzte Untersuchungen über die zu Köstritz gefundenen Knochen noch nicht bekannt seyn konnten, — anführen, der Entscheidung nicht näher gebracht. So viel liegt ziemlich klar vor Augen: daß der Schluß, den Cuvier und alle, die seiner Meynung sind, machen, da noch keine fossile Menschenknochen gefunden worden sind, gegen welche sich nicht durch irgend eine hypothetische Erklärung etwas einwenden läßt, so gibt es keine, wenigstens zu den voreiligen gehört. — Die Untersuchung über diesen Gegenstand ist noch weit davon entfernt, geschlossen zu seyn, — sie erhält vielmehr

mit jeder neuen Entdeckung auch neues Leben. Wenn auch der Baron von Schlotheim eine scharfsinnige Hypothese aufstellt, (in seinen Nachträgen zur Petrefactenkunde. Gotha 1822.) woraus die Möglichkeit hervorgeht, daß jene Menschenknochen mit Nashornknochen und andern urweltlichen Thierknochen in eine Ablagerung von Lehm gerathen konnten, ohne daß man voraussetzen darf: sie hätten zu gleicher Zeit gelebt; so ist dadurch der Grund, der in dergleichen Verkalkung aller dieser Knochen liegt, noch nicht gehoben; und alle Umstände dieses Vorkommens zusammengenommen setzen die Streitfrage wenigstens auf einen Punkt, wo der umsichtige Geolog die Acten wenigstens noch nicht schließen wird.“\*)

Ich unterschreibe dieses gründliche Urtheil des Recensenten im Hermes mit völliger Zustimmung und gebe seiner Meynung meinen ganzen Beyfall. Ich selbst habe dieses schon vor Jahren in meiner Urwelt zum Theil gesagt; aber man übergeht dies gern mit Stillschweigen, weil es kein Professor der Naturgeschichte gesagt hat. Man thut, als wenn dies Buch gar nicht in der Welt wäre, da es doch erst das urweltliche Studium recht angereget, und die dahin einschlagenden Wahrheiten in Umlauf gebracht hat. Man benutzet nur im Stillen, was es gutes enthält, ohne sich es merken zu lassen. — Oder man tritt als Gegner desselben auf, und verwickelt sich dadurch in Widersprüche. — Auch Cuvier und sein Ueber-

\*) Hermes, oder kritisches Jahrbuch der Litteratur. 1823. Leipz. 2. Bd. 2. Nr. XVIII. pag. 238 seq.

seger Nöggerath, Schubert, von Hoff und andere, sind in diesen Fehler verfallen, wenn gleich ihre Schriften zum Theil von der Academie der Wissenschaften zu Göttingen den Preis erhalten haben. Besonders ist es zu bedauern, daß ein so großer Kopf, als Cuvier, sich hat verleiten lassen, das Gute und Wahre, was er gesagt und gestiftet, durch allerley Rücksichten zu widerrufen und umzustossen, oder doch so einzuschränken, daß am Ende nichts von seinen Nachforschungen und Entdeckungen übrig bleibt. Dies hat denn noch ohnedies die üble Folge, daß alle Nachbeter auf seine Seite treten und ihm nachsprechen, weil man ihn hierin für ein Orakel hält. — Aber die Wahrheit wird doch endlich obsiegen und die Oberhand behalten.

E n d e.

- In der Vorrede Seite XVIII. Zeile 5. f. Anmerkung von unten.  
statt Damerleben, lies Damerleben.  
— — — Seite XXV. Zeile 2. von oben, statt gerne,  
lies geene.  
— — — Seite XXV. Zeile 3. von oben, statt cens, lies  
cens.  
Seite 2. Zeile 4. von oben, muß nach den Worten: die Zeiten,  
noch hinzugesetzt werden: unmittelbar.  
— 24. — 10. von oben, statt Salsetti, lies Salsette.  
— 25. — 10. von oben, hier wird das Comma und das  
Wort wenn weggestrichen.  
— 36. — 7. von unten, statt unrein, lies nur ein.  
— 55. — 6. von unten, statt wenn, lies wem.  
— 61. — 8. von oben, muß noch zu den Worten: in das  
entgegengesetzte, andere hinzugesetzt werden.  
— 64. — 4. von unten, statt ober es, lies ob es.  
— 100. — 7. von oben, statt Menschenkamm, lies Men-  
schen schläg.  
— 105. — 2. von unten, muß das Comma zwischen Seve-  
rin Vater wegfallen.  
— 108. — 15. von unten, wird nach den Worten: um so,  
das folgende viel weggelassen.  
— 115. — 2. von unten, wird nach späterhin das Comma,  
und nach Indien werden die Worte und  
Indien weggelassen.  
— 119. — 2. von oben, statt Chorasmener, lies Cho-  
rasmier.  
— 124. — 2. von unten, statt und der indisch-parthischen,  
lies aus der indisch-parthischen, und in der  
folgenden Zeile wird das Wort der wegge-  
lassen.  
— 127. — 1. Hier muß noch zu dem Worte Bewohnern,  
das Beywort ersten hinzugesetzt werden.  
— 185. — 13. von unten, nach den Worten: Woher hatten,  
muß hinzugesetzt werden, ein Menu, Zoroa-  
ster, Confucius.  
— 194. — 2. von unten, statt der Offenbarung, lies ober  
Offenbarung.  
— 217. — 14. von unten, muß das Comma zwischen Klaus  
Parms wegfallen.  
— 225. — 16. von oben, statt für entstanden, lies ent-  
stand.

## Verbesserungen zum zweyten Theil.

---

In dem Vorwort Seite VIII. Zeile 2. von oben, statt von Deutsch-  
land, lies Deutschlands.

Seite 4. Zeile 14. von unten, ist das Wort gesehen ausge-  
lassen.

— 6. — 2. von oben, statt die, lies er.

— 15. — 7. von oben, statt Stiefbruder, lies Vaters  
Bruder.

— 37. — 8. von oben, statt Soliburgulis, lies Soli-  
bungulis.

— 37. — 13. von oben, statt Soliburgulis, lies Soli-  
bungulis.

— 43. — 8. von oben, statt Parsier, lies Prasier.

— 55. — 13. von unten, statt Hauptfarbe, lies Haut-  
farbe.

— 57. — 6. von unten, statt etwas, lies etwas.

— 95. — 4. von unten, statt ernährt, lies erfährt.

— 104. — 21. von oben, hier müssen hinter dem Worte  
Naturforscher, noch die Worte: zur wei-  
tern Untersuchung, hinzugefügt werden.

— 104. — 14. von oben, statt weiten, lies weit.

— 122. — 12. von unten, statt einem, lies Einen.

— 130. — 1. von unten, statt es ist vom, lies wie vom.

— 140. — 6. von unten, hinter Juden muß noch das Wort  
thaten stehen.

— 161. — 5. von oben, statt Cosmogorie, lies Cosmo-  
gonie.

— 166. — 8. von unten, statt unter dem eisernen, lies  
unter das eiserne.

— 167. — 5. von unten, statt Elohim, lies Elohm.

— 179. — 3. von unten, statt Könnte, lies Konnte.

— 198. — 9. von oben, statt Eagos, lies Eogos.

— 199. — 14. von unten, statt sieben, lies zwölf.

— 203. — 2. von oben, statt Daß, lies daß.

— 214. — 15. von unten, statt als wir, lies was wir.

— 218. — 4. von oben, statt eine, lies ein Cuvier.

— 222. — 10. von oben, statt Der Verfasser, lies Cuvier.

— 225. — 8. von oben, muß bey kann, ein ; stehen.

Die übrigen Fehler in Ansehung der Rechtschreibung und In-  
terpunction, wird der genigte Leser selbst zu verbessern die Güte  
haben.

---

